Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 131 (1963)

Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schweizerische
kirchenzeitung
INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 28. MÄRZ 1963 VERLAG RÄBER & CIE AG, LUZERN 131. JAHRGANG NR. 13

«Pflüget ein Neues»

BESINNUNG ÜBER DAS KONZIL NACH SEINER ERSTEN SESSION

Im folgenden geben wir einen Vortrag von Pastor Wilhelm Schmidt, Pfarrer der evangelischen Gemeinde Bremen-Horn I, wieder, der ein weiteres Zeichen der behutsamen Beurteilung des Konzils in wahrhaft ökumenischem Geist ist. Der Wortlaut des Vortrages ist uns von der KIPA vermittelt worden. (Red.)

Es war vor dem Konzil schon zum Stil geworden, ja zur Stereotypie erstarrt: mit — ich weiß nicht welcher oder eben ohne besondere — Überlegung die Rede zu wiederholen, man solle sich bezüglich des Konzils doch ja keine besonderen, keine hochfliegenden, keine überschwenglichen Hoffnungen machen. Das war natürlich richtig, insofern nämlich alle Hoffnungen, die wir uns «machen», eitler Wahn und Plunder sind. Aber ein Christ, der aufhört, zu hoffen, befindet sich auf falschem Felde. Auch hat inzwischen der Lauf der Dinge, die sich seit Eröffnung des Konzils zugetragen haben, alle selbstgebastelten Vorstellungen davon, was man von diesem Konzil zu erwarten habe, als falsch und gänzlich unzureichend erwiesen: Bis jetzt sind die Grenzen des Erwartbaren immer nur um ein weites überflügelt worden; und die charakteristische Folge ist nicht, daß haltlose Schwärmer sich ernüchtern (die haben sich längst ergiebigeren Objekten der Erregung zugewendet), sondern daß Besonnene überwältigt wurden. Es scheint, daß der alte Satz bewahrheitet werden soll: zuletzt behalten nur Recht, die an das Wunder glauben. Es wäre sonst auch sinnlos, vor allem Beginnen den Heiligen Geist um seinen Beistand anzurufen.

Was aber ist nun in Wirklichkeit und Wahrheit geschehen? Aus 134 Ländern kamen 2540 Konzilsväter in Rom zusammen, hielten 36 Generalkongregationen, in denen über fünf der zunächst vorgesehenen 71 Schemata verhandelt wurden; dabei wurden 587 Reden zur Sache gehalten und 523 schriftliche Eingaben vorgelegt. Und danach hat sich das Konzil auf neun Monate vertagt. Das ist geschehen. Man kann sagen, das sei in der Hauptsache alles und sei nicht viel. Man kann aber auch bedenken, was in dem, das da geschehen ist, die Wirklichkeit und Wahrheit ist; denn Geschehnisse sind ja nie nur formale Abläufe, sondern sie haben auch, nein, sie sind auch Inhalte. Am Sichtbaren ist das Wesentliche ein Unsichtbares, und auch am Offenbaren ist die Wahrheit Geheimnis. Oder noch schärfer gesagt: Das Sichtbare ist auch ein Unsichtbares und das Offenbare ein Geheimnis. Darum wäre die «rein sachliche» Darstellung, selbst wenn es sie gäbe, unzureichend und könnte auch dann noch, wenn alle Einzelheiten zuträfen, irreführen. Zumindest die Konzilsbegebenheiten haben vom ersten Augenblick an eine Qualität angenommen, die sich für ein derartiges Nachrichtenwesen nicht mehr eignet, sondern ein Gespür für das Geheimnis in jeglicher Begebenheit erfordert.

Was also ist das, was sich da bis jetzt begeben hat?

Die Gesamtheit der Bischöfe und Oberhirten der römisch-katholischen Kirche ist zusammengekommen — von den Enden der Erde und in aller Welt Zungen, wie es nun einmal steht und die Menschen in allerlei Völker, Rassen und Sprachen geschieden und schier unnahbar voneinander entfernt sind. Sie sind zusammengekommen und haben einander entdeckt — sind eingetreten in ihre Gemeinschaft: die Gemeinschaft, welche sie als Theorie schon immer gekannt haben, welche im System ihres Denkens schon immer eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat, nun aber in ihrer leibhaftigen Wirklichkeit erlebt wird.

Es ist aber nicht auszudenken, welche Bedeutung und Folgen es hat, wenn ein großer, ein wesentlicher, ein sehr geliebter Gedanke in der Wirklichkeit erlebt wird; denn das ist ein Quell der Lebendigkeit. Dem ist keine anders lautende Theorie gewachsen.

Die Konzilsväter sind zusammengekommen, haben um den Beistand des Heiligen Geistes gefleht und dann miteinander geredet, gefragt, geantwortet, gestritten, disputiert, konferiert — und das in einer Freimütigkeit und Freiheit, die jeden und sie selber am meisten überrascht hat. Und da ist niemand, der sie daran hindert — es sei denn, daß einer, und wer er auch sei, sich nicht an die verabredete Ordnung des Umgangs halte —, ja im Gegenteil, sie sind dazu gerufen und gefordert, eine Meinung zu haben oder sich zu bilden und sie zu vertreten, auf daß ein jeder, was allen obliegt, besorge, bedenke, das Fragliche beantworte, das Fragwürdige ändere und durch Gewisseres ersetze, was alles heißt: sie sind gerufen und gefordert, ihre Vollmacht zu gebrauchen und gemeinsam die Verantwortung für die ganze Kirche zu tragen.

Wohlgemerkt: nicht nur für seinen Sprengel und den ihm besonders anbe-

AUS DEM INHALT:

«Pflüget ein Neues»
Der Vatikan und die Judenfrage im Dritten Reich — und heute
Zeitgemäße Jugendkatechese
Zur Einweihung des Schulgebäudes des Kollegiums St-Charles in Pruntrut
Um eine Theologie der Kirchensteuer
Umfrage: Wer weiß Näheres über P. Justinian Seiz?
Ordinariat des Bistums Basel
Berichte und Hinweise
Die erste Selige aus Nordamerika
Mein Bruder, der Papst
Cursum consummaverunt
Neue Bücher

fohlenen Wirkungsbereich, sondern für die ganze römische Kirche, ja ausdrücklich mehr noch: auch für alles, was in Liebe den Namen Christi nennt, und noch mehr: für alles auch, was den Namen Christi nicht nennt! So lautet die Aufgabe; so wird die Beratung geführt. Es ist ein nun nicht mehr leugbarer Tatbestand, und etwas höchst Erstaunliches und in dieser Welt Herzbewegendes, daß diese alle mit Eifer darauf sehen, «was des anderen ist». Das ist bekanntlich eine apostolische Mahnung. Und es geschieht hier, daß sie ernst genommen wird. Nichts hat in den Debatten größeren Widerstand gefunden, als wenn einer außer acht ließ, was Sache, Verlangen und Verstand des anderen ist.

Das ist die Erscheinungsform eines Aufstands des Geistes, der sich leidenschaftlich dagegen wehrt, daß die Christenheit in den Positionen und Grabenstellungen schon vergangener Zeiten verhält und gegeneinander verschanzt bleibt.

Die einfache und leicht zu vermeldende Begebenheit, daß die zur Teilnahme an einem ökumenischen Konzil berechtigten und verpflichteten Amtsleute der römisch-katholischen Kirche zu einer verantwortlichen Beratung und Beschlußfassung zusammengetreten sind, hat noch einen besonderen Aspekt: Es ist etwas anderes, ob zweieinhalbtausend oder wieviel immer Touristen, Geschäftsleute, Beamte, Funktionäre, Fachmänner irgendeiner Wissen- und Wirtschaft, Berater, Befehlsempfänger und ausführende Organe — oder ob die Gesamtheit der Bischöfe einer weltumspannenden Kirche zusammenkommen, Männer, von denen jeder ein Hirte ist. Diese sind — heißt das — am Werk nicht als Theoretiker der Schafzucht, sondern als solche Leute, die schon eine Herde haben, und zwar eine, von der sie wissen, daß sie die Räude haben kann. Darum reden sie nicht über das, was sein sollte, sondern über das, was geschehen muß.

Und wenn es auch wahr ist, daß noch kein Takt der in Arbeit genommenen Symphonie durchkomponiert ist, so ist doch die Tonart schon angeschlagen, in der musiziert wird, ja, das Thema ist schon gestellt: nämlich nicht die ewige und unveränderliche Wahrheit der christlichen Offenbarung abermals und noch einmal in mancherlei Wahrheiten theoretisch zu verzetteln, sondern mit der Wahrheit die Gewissen zu formen — und das bedeutet: sie in der Wirklichkeit der Welt zu bewähren.

Die pastorale Tonart des Konzils, die Wendung zur *praxis pietatis,* die mit Eifer und leidenschaftlicher Liebe vorgenommene Anwendung der Wahrheit auf die vom christlichen Volk geübte Frömmigkeit erfordert von Theologen (und das sind die Konzilsväter ja alle auch!) einen außergewöhnlichen Mut: die «Frömmigkeit des Volkes» ist in der Gesellschaft der Theologen nirgendwo in der Welt eigentlich salonfähig. In der theologischen Disputation findet sie vornehmlich als Stolperdraht Verwendung. Immer kann man damit den stolzesten Renner zu Fall bringen. Seit langer Zeit und bis auf den heutigen Tag ist das theologische Gespräch trotz allen guten Möglichkeiten, sich theologisch zu verstehen, ja sogar sich zu verständigen, allemal ratlos blockiert worden, sobald von irgendwoher der Rekurs auf die «Volksfrömmigkeit» genommen wurde: welche nämlich unerreichbar ist von aller akademischen Diskussion und auch von der gescheitesten nicht betroffen wird. Der schönste Saatplan für das fruchtbarste Feld ist keinen Pfifferling wert, solange der Acker von Unkraut beherrscht wird. Darum ist es ein Ereignis von höchster Bedeutung, daß das Konzil ausdrücklich und wissentlich sich nicht mit weiteren theologischen Richtigstellungen befaßt, sondern sich mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität dem — nach akademischem Urteil — «Niedrigsten» zugewendet und es zu seiner höchsten und auch in der theologischen Arbeit einzigen Sorge gemacht hat: die Übung der Frömmigkeit zu ordnen, zu pflegen, zu beleben, zu reformieren, d. h. zu wandeln, so zu wandeln, daß das ursprünglich und wesentlich Gemeinte wieder zutage trete.

In solchem Zusammenhang ist der Satz aus der am 20. Oktober 1962 von den Konzilsvätern an alle Menschen gerichteten Botschaft zu lesen: «Wir richten alle Arbeit und alles Denken darauf, uns selbst und die uns anvertrauten Herden zu erneuern, damit den Völkern das liebenswürdige Antlitz Jesu Christi erscheine.»

Das ist nicht eine beschränkende Bescheidung, sondern umgekehrt: die Entschränkung der theologischen Arbeit aus dem Gedachten ins Geübte, die Entschränkung aus dem akademischen Reservat aufs Große und Ganze des wirklichen Lebens. In der Sprache der Bibel heißt dieser Vorgang «Buße»: die aber hat Verheißung.

Schon in den ersten und noch tastenden Versuchen des Konzils, seine Aufgabe anzugreifen, haben sich «wie von selbst», ohne besonderen Konstruktionsplan, ohne Absicht und Aufsicht, nicht gefordert und nicht bestritten, sondern hervortreibend mit der Stille und Unwiderstehlichkeit eines neuen Triebes am alten Baum, als ein organischer, nicht als diplomatischer Vorgang, neue Strukturen der römischen Kirche ergeben, oder genauer: Ein neues Gefüge der Gewalten, der zentralen Gewalt der Kurie und der «sektoralen» der Bischofskonferenzen (Gewalten, für die es noch keinen Namen gibt) hat sich dargestellt; es ist vorhanden, ehe es rechtlich gefaßt, behandelt und geordnet wurde. Mit der nicht weiter zu begründenden Klarheit des Selbstverständlichen sind die Bischöfe der vorgegebenen Geschichts- und Kulturräume zusammengekommen, teils zum erstenmal (so die Italiener, so die Japaner) und bilden Werkgemeinschaften. Sie bringen damit die ganze Fülle der geschichtlichen Vielfalt einer mannigfach verschiedenen und doch zusammengehörigen Welt zur Wirkung und verhelfen einer katholischen Kirche zur wahrhaften Katholizität. Nicht mehr werden alle von einer Gewalt umfaßt, sondern alle Gewalten und Potenzen zu einer gefaßt: das aber ist die älteste, das ist die apostolische Struktur der Kirche. Darum ist dieses Konzil ein «Reformkonzil». Denn Reformation ist nicht Restauration, die Wiederherstellung des Alten, indem man die Auswüchse der Gegenwart beschneidet, sondern die Wandlung des Gegenwärtigen, so daß in der Zukunft das Uralte hell und lebendig hervortrete und die auf mancherlei Weise belastete und gekrümmte alte Gestalt wieder ihre ursprüngliche Geradheit und Würde empfange.

Mit alledem betreibt das Konzil eine einzige Frage: was zu tun sei, damit die getrennten Christen wieder zueinander kommen können. Und es hat sich für diesen seinen ernstlichen Willen ein ganz neues, ein unübertreffliches Symbol gesetzt in der Gegenwart der Beobachter der nicht-römisch-katholischen Kirchengruppen! Diese sind nicht nur zugegen, sondern haben ihren Platz im höchst geehrten Vordergrund. Auch gehören sie nicht zur Dekoration festlicher Aufführung, sondern zur Gemeinschaft «sub secreto»; nur ihnen werden außer den Konzilsvätern die geheimen Vorlagen der Beratung in die Hände gegeben. Und nicht nur von ihnen, sondern zu ihnen hin betreibt das Konzil seine Arbeit.

Und ebenso mit alledem zeigt es die große Linie seiner Antwort an. Es nennt sich — gewiß mit Absicht — nicht ein «Unionskonzil», welches nämlich über Verfahrensweisen einer Unierung oder Assoziierung zu beraten hätte (und sich dabei sicherlich verfahren würde), sondern will eben ein «Reformkonzil» sein. Darum ist es bedeutungsvoll und bedeutet auch etwas — nicht für eine Union, sondern für eine Einigung der Entzwei-

ten, für eine Heilung des Erkrankten. Denn keine Unternehmung ist wirkungsreicher als die, die bei sich selber anfängt das Rechte zu tun. In diesem Falle ist nämlich die Unternehmung nicht ein Notverband, sondern ein Heilungsprozeß.

Wer freilich nur auf die genannte Verfahrensfrage erpicht ist (das Interesse an unlösbaren Problemen hat schon immer dazu gedient, das unruhige Gewissen abzulenken und mit irgendeiner Einsicht in Unmöglichkeiten zu beschwichtigen), wird auch an diesem Konzil nichts Bemerkenswertes finden. Er gleicht dem Manne, der angestrengt in der falschen Richtung Ausschau hält, während hinter seinem Rücken die Braut heimgeführt wird.

Man muß nicht selber ein Prophet sein, um sagen zu können, daß sowohl die Frage wie die Antwort dieses Konzils das Thema der zukünftigen Kirchengeschichte sein wird. Aber auf den alten Propheten werden alle, die sich in Liebe nach dem Namen Jesu Christi nennen, hören müssen: «Pflüget ein Neues, und säet nicht unter die Hecken» (Jer 4, 3).

Pastor Wilhelm Schmidt

Der Vatikan und die Judenfrage im Dritten Reich — und heute

Zu meinen eindrücklichsten, quälenden Erinnerungen zählt ein Gespräch, das ich um das Jahr 1950 mit einer Studentin der Rechte aus Israel hatte. Dieses ungemein kluge und nette Mädchen, dessen Vater bis zu seiner Auswanderung unter dem Druck der hitlerschen Rassengesetze Advokat in Frankfurt am Main war, wußte mir im Verlauf einer Auseinandersetzung über die christlich-jüdischen Wechselbeziehungen auswendig eine ganze Reihe von Aussprüchen und Verordnungen früherer Päpste herunterzusagen, die judenfeindliche und die Juden kollektiv diskriminierende Tendenz aufwiesen. Es gehört ohne Zweifel zu den tragischen Verfälschungen der Frohbotschaft Christi, daß Worte und Gesetze dieser Art im Laufe der Kirchengeschichte aus dem Munde führender Vertreter dieser Frohbotschaft kommen konnten. Auch eine Reihe von Kirchenvätern gesellt sich dazu und, im Bereich der Reformation, Martin Luther. Die «menschliche» Erklärung für solche Diskrepanz gibt ein Zitat aus Goethes «Götz von Berlichingen»: «Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten.» Mit einer solchen «menschlichen» Erklärung kann der Christ freilich nicht zufrieden sein. P. Franziskus M. *Stratmann,* OP, sprach mir im letzten Jahr bei meinem Besuch in Walberberg von seiner Konzeption in bezug auf die Entwicklung im Rahmen der Geschichte der Kirche, daß die Kirche wohl erst in unseren Tagen aus ihrer Zeit unmündiger Kindheit mit dem Umsichschlagen und Zuschlagen gegen Gegner und Außenstehende herausgewachsen sei, daß die Epoche ihres großen Verständnisses gegenüber den «anderen» erst jetzt beginne. Diese schmerzliche Erklärung ist akzeptabler als das Goethe-Zitat, denn sie ist hoffnungsvoll. Und man kommt, auf die Judenfrage angewandt, darauf, daß dieses «Jetzt» just zur Zeit des Dritten Reiches seinen Anfang genommen haben mag.

Wie reagierten die Päpste in Rom auf die konsequenteste und grausigste Judendiskriminierung und -liquidierung aller Zeiten, die das Dritte Reich auf seinem Programm hatte und programmgemäß durchführte? Exemplarisch christlich. Der israelische Journalist Pinchas E. *Lapide* hat vor kurzem die vatikanischen Dokumente zu diesem Thema durchstudiert und einiges davon in einem sehr sachlich und überzeugend informativen Artikel veröffentlicht. Papst Pius XI. hat, als die Judenhatz in Hitler-Deutschland noch in den Kinderschuhen steckte, seine wesentliche Warnung an die katholische Welt, bei so etwas zustimmend mitzutun, den großartigen, die Christenheit verpflichtenden Satz verlauten lassen: «Geistig sind wir alle Semiten.» Lapide hebt hervor, daß Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., der Mann, der während zwölf Jahren apostolischer Nuntius in Deutschland gewesen war und als Staatssekretär das Konkordat zwischen Deutschland und dem Heiligen Stuhl unterzeichnete, 1938, als der Nazidruck auf die Juden immer grausamer wurde, den Mut hatte, dies öffentlich zu wiederholen. So war es kein Wunder, erinnert Lapide, daß sowohl Hitler als auch Mussolini eine heftige Pressekampagne veranlaßten, um die Wahl des Kardinals Pacelli zum Papst im März 1939 zu verhindern. Lapide berichtet wörtlich:

«Seine Opposition wurde stärker wie auch seine Freimütigkeit. Am 11. März 1940 hielt von Ribbentrop während einer formellen Audienz (bei Papst Pius XII.) eine längere Rede, worin er über die Unbesiegbarkeit des Dritten Reiches, die Unabwendbarkeit des deutschen Sieges und die Unwirksamkeit des päpstlichen Anschlusses an die Reihe der Feinde des Führers sprach. Der Papst hörte der Rede Ribbentrops höflich und unbeweglich bis zum Ende zu. Dann öffnete er ein riesiges Register auf seinem Pult und begann in tadellosem Deutsch eine Aufzählung der Rassenverfolgungen durch das Naziregime vorzulesen. Er nannte Daten, Ort und präzise Details jedes dieser Verbrechen. Die Audienz endete mit einem kurzen Nicken — der Standpunkt des Papstes war klar.»

Pius XII. tat während des ganzen Krieges alles, was nur irgendwie möglich war, um die Lage der bedrängten Juden zu erleichtern. Sein «Ufficio Informazioni Vaticano» (UIV) war darum bemüht, jüdische Menschen auf der ganzen Welt mit Nachrichten über ihre vermißten, internierten oder deportierten Verwandten zu versorgen. 1943 wandte sich der Jerusalemer Oberrabbiner Herzog an den Papst und erhielt die Antwort, er werde alles tun, was in seiner Macht sei, um die Judenverfolgungen zu beenden. Oberrabbiner Herzog unternahm danach eine Reise nach Istambul, wo er u. a. Geldmittel und sonstige Unterstützung für seinen jüdischen Hilfsfonds suchte. In Istambul residierte zu dieser Zeit Erzbischof Roncalli als Apostolischer Delegierter, der gegenwärtige Papst Johannes XXIII. In ihm fand Oberrabbiner Herzog einen aufrichtigen Freund und ungemein tätigen, dynamischen Mitarbeiter bei der Rettung der Balkanjuden vor ihren Verfolgern. Als die «Endlösung», die Vernichtung der Juden, auch in den von den Deutschen nach dem Zusammenbruch des Faschismus besetzten Gebieten Italiens in vollem Gange war, nahm die Vatikanstadt Tausende von Juden, die um Asyl baten, auf. Viele weitere Tausende fanden in den Kirchen und Klöstern Roms außerhalb der Vatikanstadt ein noch einigermaßen sicheres Versteck. Im päpstlichen Sommersitz Castelgandolfo waren dauernd mehr als 15 000 Juden untergekommen. Pius XII. sandte den Bischöfen einen handgeschriebenen Brief, worin er den Auftrag erteilte, die klösterliche Klausur zeitweilig aufzuheben, um Juden einlassen zu können. Am 4. Juni 1944 befreiten die Alliierten Rom. Im Rahmen der 8. Armee gab es eine «Jüdische Brigade», in deren Bulletin an diesem Tage folgendes zu lesen war:

«Zur dauernden Ehre des Volkes von Rom und der römisch-katholischen Kirche sei gesagt, daß diese das Los der Juden durch ihr wahrhaft christliches Angebot von Hilfe und Unterkunft erleichtert haben. Vielleicht bleiben auch jetzt noch viele Juden an den Stätten der Anbetung, welche ihre Tore geöffnet haben, um sie vor dem Schicksal der Deportation und vor dem sicheren Tod zu bewahren. Aus begreiflichen Gründen kann die ganze Geschichte der Hilfe, welche die katholische Kirche unserem jüdischen Volk gewährt hat, jetzt noch nicht erzählt werden ...»

Diese spontane jüdische Aussage steht klar und eindeutig da. Sie ist stellvertretend für die dankbare Zustimmung der jüdischen Welt zum Beginn der Epoche des besseren Verständnisses für ihr Dasein im göttlichen Heilsplan durch das sichtbare Haupt des Christentums und damit das Christentum überhaupt. Das Problem, das für die Christenheit durch das Werden des Judenstaates Israel auf dem Territorium des Hl. Landes und infolge der Nichtberücksichtigung des päpstl. Wunsches nach einem Corpus separatum, einem Stadtstaat Jerusalem mit Bethlehem unter allfälliger UNO-Kontrolle, neu entstanden ist, hat das generelle gute Klima in den Beziehungen zwischen Vatikan und Judentum nicht zu beeinträchtigen vermocht, selbst wenn einige neue Schwierigkeiten entstanden. Der Staat Israel hat die durch Kriegsschäden mitgenommenen christlichen Gebäude wiederherstellen lassen und die aus militärischen Gründen erfolgten Besetzungen solcher Häuser nach strategischer Möglichkeit wieder aufgehoben. Das Parlament des Staates Israel hat eine Resolution untoleranter jüdisch-orthodoxer Gruppen, christliche Missionsschulen in Israel zu verbieten, verworfen — und der Papst hat der hebräischen Sprache besondere Rechte in der katholischen Liturgie auf dem Boden des Staates Israel eingeräumt. Der Bau der neuen Verkündigungsbasilika in Nazareth, die die größte katholische Kirche im Mittleren Osten werden soll, wird von der bedeutendsten Baufirma Israels, der Solel Boneh, unter Mitwirkung jüdischer Architekten durchgeführt. An den Begräbnisfeierlichkeiten für Papst Pius XII. und an der Krönung Papst Johannes' XXIII. nahm der damalige israelische Botschafter am Quirinal, Eliahu *Sasson* (derzeit Verkehrsminister in der Jerusalemer Regierung) über besondere Einladung teil, obwohl diplomatische Beziehungen zwischen dem Vatikan und Israel noch nicht bestehen. Lapide bemerkt:

«Unter den Staatsoberhäuptern, die Einladungen durch den neugewählten Papst erhielten, befand sich Itzchak Ben Zwi, der Präsident des Staates Israel. Zum ersten Male in der modernen Geschichte schrieb der Stellvertreter Christi an den Nachfolger König Davids — in elegantem Latein, während die Anwort in biblischem Hebräisch erfolgte.»

Am 14. August 1959 berichtete Erzbischof Georg Hakim, der an der Spitze der 20 000 Seelen zählenden, mit Rom unierten Melchiten im Staate Israel steht, bei der Rückkehr von einer Audienz bei Johannes XXIII.: «Seine Heiligkeit sprach die Hoffnung aus, daß sich die Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Staate Israel immer besser gestalten werden — er war hinsichtlich Israels sehr verständnisvoll.»

Des Papstes «Generallinie» gegenüber dem Judentum hat sich in der Entfernung des Epithetons «treulos» vor der Erwähnung der Juden in den Fürbitten der Karfreitagsliturgie einmal mehr geoffenbart, ebenso im Oktober 1961, anläßlich eines Empfanges einer amerikanisch-jüdischen Delegation, die der Papst mit dem Satze begrüßte: «Ich bin Joseph, euer Bruder...» Auch an den Konzileröffnungsfeierlichkeiten war Israel durch seinen jetzigen Botschafter beim Quirinal, Maurice *Fischer,* durch seinen Botschafter in Bern, Schmuel *Bentsur,* und durch den Leiter der Abteilung Christliche Kirchen im Jerusalemer Religionsministerium, Dr. Paul *Colbi,* vertreten. Äußerungen Kardinal Beas lassen darauf schließen, daß auch vom Konzil eine Verdammung des Antisemitismus und eine klare Definition christlicher Haltung gegenüber dem Judentum zu erwarten ist.

Dr. Franz Glaser

Zeitgemäße Jugendkatechese

Erratische Blöcke überdauern Jahrhunderte und Jahrtausende unverändert. Aber sie sind Findlinge und daher Fremdlinge in ihrer Umwelt. Auch die Kirche kann auf Menschen einer Generation, eines Zeitalters wie ein erratischer Block wirken, zwar imposant, aber fremd. Diese Weltfremdheit der Kirche ist nicht mit ihrem göttlichen Wesen gegeben, denn das Göttliche ist immer modern, sondern in ihrer menschlichen Seinsweise begründet. Zeitbedingtes wird leicht mit dem Ewigen in der Kirche verwechselt, Wandelbares in ihr dem Unwandelbaren gleichgesetzt. Dieser Gefahr ist auch die Katechese ausgesetzt, von der die Allgemeine Gebetsmeinung für den Monat April handelt.

Im Wandel der Geschichte

1. Liturgie als Leben und Lehre. Katechismus und Jugend sind für uns Katholiken des 20. Jahrhunderts zwei unzertrennliche Begriffe. Im christlichen Altertum gab es zwar noch keinen Katechismus, aber wohl Katechese. Sie war in erster Linie und vor allem Erwachsenenkatechese. Die Katechumenen wurden durch eine Reihe von lehrhaften Erläuterungen zum Glaubensbekenntnis auf den Empfang der Taufe vorbereitet. Augustinus hat eine hervorragende Abhandlung über die Volkskatechese (De catechizandis rudibus) verfaßt. In dieser Epoche war die religiöse Unterweisung ganzheitlich; sie suchte den ganzen Menschen zu erfassen. Die Liturgie war zugleich Lehre.

2. Die Bibel der Armen. Im Mittelalter rechnete die Kirche für die religiöse Schulung der Jugend auf die Eltern. Hatten sie schon das Leben des Leibes weitergegeben, trugen sie noch größere Verantwortung für die Erhaltung und Entfaltung des in der Taufe von Gott geschenkten Lebens der Seele. Erfüllten die Eltern diese Aufgabe nicht, traten die Taufpaten an deren Stelle. Die Predigt war eine verlängerte Katechese. Noch gab es keine allgemeine Volksbildung, und doch konnte das Volk die Heilsgeschichte und das Glaubensbekenntnis «ablesen»: von den Steinreliefs, Statuen, Glasfenstern und Malereien der gotischen Kirchen. Das war die «Bibel der Armen». Frankreichs Kathedralen vor allem sind daran reich und berühmt (Chartres, La Sainte-Chapelle in Paris, Bourges). Zu Bild, Glas und Statue kamen die Mysteriensspiele, paraliturgische Feiern, wie sie heute noch in Spanien (Passion), Italien (Weihnacht) existieren. Singend erlernten die heidnischen Indianer Brasiliens von Anchieta den Glauben, den er in Gedichte gefaßt hatte.

3. Das Buch im Dienste der Katechese. Eine ganz neue Möglichkeit für die religiöse Unterweisung bot die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zuerst legte Luther (schon 1529) seine Lehre in einem gedruckten, handlichen Katechismus mit Fragen und Antworten vor. Erst 1555—1559 hatten die Katholiken in dem von Petrus Kanisius verfaßten katholischen Katechismus etwas Ebenbürtiges entgegenzustellen. Katechismus und «Kanisi» blieben während vier Jahrhunderten gleichbedeutend. In dieser Zeitspanne stand die Katechese im Zeichen der Abwehr, zuerst gegen die Reformatoren, welche die Kirche angriffen (16. und 17. Jahrhundert), dann gegen die Aufklärung (18. und 19. Jahrhundert), die selbst die Grundlagen des Glaubens, die Offenbarung, in Frage stellte. Eine Antwort versuchte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Josef Deharbe mit seinem Katechismus, der allgemeine Verbreitung fand. Er griff auf Kanisius zurück. Die Stärke und die Schwäche dieses Lehrbuches waren klare Begriffe, didaktische, logische Ordnung, präziser Text, den zu erklären genügen sollte. Und doch genügte es nicht.

4. Katechese heute. Wir leben im Jahrhundert der Psychologie und des Kindes. Die moderne Methodik mit ihrer Trilogie Anschauen-Denken-Tun greift auf die urchristliche und mittelalterliche Methode zurück, die religiöse Unterweisung aus dem Leben heraus zu

gestalten und wieder in das Leben hineinzustellen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts erstehen neue katechetische Schulen, katechetische Zentren bemühen sich systematisch um eine Verlebendigung und «Evangelisierung» des an Rationalismus erkrankten Katechismusunterrichtes. Vieles ist schon erreicht worden; die Entwicklung ist aber noch nicht abgeschlossen, auch bei uns in der Schweiz nicht. In welche Richtung weist der Wandel in der heutigen Jugendkatechese?

Zeitgemäße Forderungen

1. Alte Klarheit. Der Grundsatz des heiligen Anselm: «Fides quaerens intellectum» gilt immer. Klare Darlegung der Glaubenswahrheiten ist immer notwendig, vor allem heute. Es ist ja unglaublich, was durch Zeitschriften, Bücher, Radio, Fernsehen, in Vorträgen und Diskussionen auf die Jugend einstürmt. Sie muß, auch in den Grundfragen des menschlichen Lebens, verwirrt werden ohne solide, klare, religiöse Schulung. Dabei ist der Akzent zu legen auf die zentralen Wahrheiten unseres Glaubens, auf deren Begründung durch die Schrift, auf deren Gestaltung im Leben der Kirche (lex orandi, lex credendi), auf deren Auswirkung im konkreten Leben des Christen.

2. Neue Form. Die solide Schulung jedoch muß Rücksicht nehmen auf den Empfänger der Wahrheit, auf seine Familienverhältnisse, sein soziales Milieu, seine Lebenserfahrungen. Weiter: Die Darlegung der Wahrheit darf sich nicht im Widerlegen von Einwürfen erschöpfen; sie soll vielmehr — ganz im Sinn und Geist Papst Johannes' XXIII. — positiv sein und eine Gesamtschau der christlichen Lehre vermitteln. Diese Gesamtschau muß, wie Pius XII. im Jahre 1950 am internationalen katechetischen Kongreß zu Rom sagte, auf Christus konzentriert sein: Die Katechese soll die Jugend dazu führen, Christus zu erkennen und zu lieben, ihn zur Mitte des geistlichen und sittlichen Lebens zu machen, ihn in der Schrift und in der Kirche zu suchen, ihn in der eucharistischen Feier zu finden und sich mit ihm zu vereinigen. Zur neuen Form gehört unbedingt der Einsatz der neuesten Lehrmittel: Film, Schallplatte, Tonband, Lichtbild, selbst Heilig-Land-Wallfahrt, Romreise usw.

3. Die Katecheten. Der Priestermangel, die in zahlreichen Ländern eingeschränkte oder unmöglich gemachte Pastoration durch den Priester, wie etwa in Rußland, Polen, Nordvietnam, Kuba, läßt uns die Aktualität von Can. 1335 des Kirchenrechtes erfassen:

«Nicht nur die Eltern und deren Stellvertreter, sondern auch die Vorgesetzten und Taufpaten haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß alle ihre Untergebenen und Anempfohlenen katechetische Schulung erhalten.»

In den christlichen Gegenden beginnt die religiöse Unterweisung in der Familie, wird in der Schule weitergeführt und als christliches Brauchtum selbstverständlich weiter gepflegt. Wie oft aber können heute die Eltern diesen ersten Katechismusunterricht nicht geben: ungläubiges Milieu, Mischehen, Schlüsselkinder; die Eltern praktizieren selber nicht mehr. Die sonntägliche Predigt ist zu kurz, nicht auf die Unterweisung ausgerichtet. Die wenigen Seelsorger sind der Aufgabe nicht gewachsen. Daher der Ruf nach Laienkatecheten und Laienkatechetinnen, welche die Priester entlasten. Auch für sie gilt das Wort Pius' XII.: «Im Leben eines Priesters ist keine Stunde wertvoller als die Katechismusstunde» (23. 3. 1949).

Vielleicht denken viele, in dieser Hinsicht sei es bei uns in der Schweiz zum besten bestellt. Muß man aber bei uns nicht große Mängel in der katechetischen Ausbildung der *pastores animarum* feststellen? Kommt es nicht immer häufiger vor, daß Erstkläßler nicht einmal das Kreuzzeichen machen können, geschweige denn die täglichen Gebete kennen? Es gibt Länder, wo man die Zeichen der Zeit überhaupt nicht erkannt hat. Die Kirche ist sich ihrer Verantwortung für alle ihre Kinder bewußt. Teilen wir ihre Sorge und helfen wir ihr, sie zu tragen durch Gebet und Opfer.

Hans Koch

Allgemeine Gebetsmeinung für April 1963: Daß eine den heutigen Erfordernissen angepaßte Jugendkatechese überall und möglichst intensiv gefördert werde.

Zur Einweihung des Schulgebäudes des Kollegiums St-Charles in Pruntrut

Im Auftrage des verhinderten Diözesanbischofs Franziskus von Streng weihte Abt-Bischof Ludwig-Severin *Haller* von St-Maurice am 16. März 1963 das neue Schulgebäude des Kollegiums St-Charles ein. Dieser schlichten, doch eindrücklichen Zeremonie wohnten hohe Vertreter des staatlichen, kirchlichen und industriellen Lebens bei. Die weltliche Feier wurde im Festsaal des Kollegiums abgehalten, der die Eingeladenen und Studenten kaum zu fassen vermochte. Die verschiedenen Ansprachen, die Geschichte und Neubau, Sendung und Aufgabe des Kollegiums behandelten, wurden von Darbietungen der Bieler Philharmonika umrahmt.

Den Reigen der Ansprachen eröffnete der jurassische Generalvikar und Domherr Mgr. Gabriel *Cuenin,* der eine persönliche Botschaft des Diözesanbischofs verlas, dem es ein wirkliches Opfer bedeutete, diesem für den Jura historischen Tag nicht persönlich vorstehen zu können. Bischof Franziskus gab auch seiner besonderen Freude darüber Ausdruck, daß seine jurassischen Diözesen zwei derart wichtige Aufgaben übernommen haben, nämlich das Kollegium St-Charles in Pruntrut und das Exerzitienhaus St-François in Delsberg. Nach Verlesung dieses mit großem Beifall verdankten Schreibens sprach Generalvikaur Cuenin in seinem eigenen Namen, und zwar als ehemaliger Professor am Kollegium und als der allgemeine bischöfliche Stellvertreter im Jura. Seit 60 Jahren, sagte er, sei es ihm vergönnt, die Entwicklung des Kollegiums verfolgen zu können. Deshalb bedeute ihm auch der Tag der heutigen Einweihung so viel. In einem Rückblick auf die Vergangenheit zeigte Generalvikar Cuenin, daß früher die Aufgabe der Schule nur auf der Kirche lastete, die dann teilweise vom Staat übernommen wurde. Heute aber sei es das Hochziel der beiden Gewalten, daß die Unterweisung und Erziehung in gegenseitigem Verstehen und in Übereinstimmung geschehen sollen.

In seiner Eigenschaft als Präsident des Verwaltungsrates sprach Mgr. Georges *Mathez,* Dekan und Stadtpfarrer von Pruntrut. Er dankte dem Diözesanbischof, weil er das Kollegium als ein Institut betrachte, dem wesentlich diözesane Aufgaben überbunden sind. Ebenso dankte er dem Abt von St-Maurice, der durch wertvolle Hilfe am Fortbestand des Kollegiums beteiligt ist. Ein weiteres, auch wohlverdientes Wort des Dankes sagte er dem Rektor des Kollegiums, Kanonikus Dr. theol. Edgar Voirol, der durch seine Initiative und durch seinen Mut Entscheidendes zum Gelingen des Neubaus geleistet hat. Unter lebhaftem Beifall erklärte Mgr. Mathez, daß die Zeit der Konkurrenz unter den verschiedenen Schulen vorüber und daß die Zeit der Ergänzung angebrochen sei. Denn heute, da unser Land wie selten der Ausgebildeten bedürfe, könne es keine Konkurrenten mehr unter den verschiedenen Schulen geben. Staat und Kirche seien auch in diesen Fragen aufeinander angewiesen und müssen sich gegenseitig ergänzen und bereichern, um

vollständiger und fruchtbringender der menschlichen Gesellschaft dienen zu können. Dieser Gedanke wurde sinnvoll unterstrichen durch die Gegenwart der Direktoren der staatlichen Schulen Pruntruts und des kantonalen Schulinspektors Maurice *Petermann,* der den Berner Regierungsrat Moine vertrat.

Dem Kollegium St-Charles ist es noch ein wahres Anliegen, der kirchlichen Behörde, dem Klerus und den Gläubigen der Diözese für das Kirchenopfer von Herzen zu danken, das am dritten Maisonntag des vergangenen Jahres aufgenommen wurde und ungefähr 70 000 Fr. eingebracht hat. Geschichte und Statistik des Kollegiums beweisen, daß es sich hier wirklich um ein diözesanes Werk handelt, das aufs engste mit dem Priesternachwuchs im Jura verbunden ist. Wer immer um die Pflicht der Fortsetzung des Auftrages Christi an seine Kirche weiß, ermißt auch die Sorge, die auf jenen lastet, welche mitten in den Schwierigkeiten stehen, mit denen gewisse Institutionen zu kämpfen haben und von denen das Kollegium St-Charles nicht ausgenommen ist; darüber können weder neue Fassaden noch hohe Feste hinwegtäuschen. Diese Probleme und Schwierigkeiten verdichten sich, da ein Haus wie St-Charles weitgehend dem französischsprechenden Teil der Diözese verpflichtet ist, der nur den kleineren Teil des Bistums ausmacht. Der Aufgabenkreis ist dadurch wohl kleiner, aber die Bedürfnisse stehen in keinem entsprechenden Verhältnis dazu, weil sie wegen der schwächeren Hilfemöglichkeit schwerer lasten. Es geht nun nicht darum, auf die große Vergangenheit des Juras näher einzugehen. Aber seit sich die Basler Bischöfe in ihr Fürstentum zurückziehen mußten, stand der Jura im kirchlichen Leben des Bistums in vorderster Front und setzte sich mannhaft für die Erhaltung des katholischen Glaubens ein. Soll aber die Vergangenheit wachgehalten werden, müssen Notstände in der Gegenwart erleichtert werden. Noch sind nicht alle Möglichkeiten erschöpft, dem Kollegium des Juras beizustehen.

Dr. Titus Kupper

Um eine Theologie der Kirchensteuer

Sollte sich ein Pfarrer veranlaßt fühlen, den Gläubigen wieder einmal die Kirchensteuerpflicht einzuschärfen, wird er enttäuscht sein, wenn er in einem Kirchenlexikon nach einer theologischen Begründung dieser Pflicht suchen wollte.[1] Im neuen «Lexikon für Theologie und Kirche» steht nur: «Kirchensteuer ist eine allgemeine Zwangsabgabe an die Kirche ohne bestimmte Gegenleistung», die sich von freiwilligen Beiträgen oder Sammlungen unterscheidet.[2] Eine theologische Begründung fehlt hier wie auch im «Staatslexikon» und in der «Enciclopedia Cattolica», ebenso im «Evangelischen Kirchenlexikon».

Die Kirchensteuer wird oft kritisiert: sie sei ein Zwang. Man müsse in der Kirche alles bezahlen. Es gehe der Kirche immer nur ums Geld. Man begreife ja, daß die Kirche Geld brauche, aber dieses sollte nicht erzwungen werden. Die zwangsmäßige Kirchensteuer sollte durch ein Beitragssystem des *freiwilligen Opfers* seitens der Gläubigen abgelöst werden. Durch die obligate Kirchensteuer treten die freiwilligen Gaben als die «geistliche Grundlage» des kirchlichen Daseins (bis zum Scherflein der Witwe) in den Hintergrund. Die Kirche brauche finanzielle Mittel, aber diese sollten aus *Liebe zur Kirche* fließen, nicht aus Zwang. Diesen könne man nicht mit «zwingender Notwendigkeit» begründen. Die Liebe wäre auch eine zwingende Notwendigkeit.

Es stimmt, daß im Alten Bunde das Volk Gottes für die Söhne Levis, die dem Heiligtume dienten, den Zehnten geben mußte. Dazu schreibt aber der Franzose R. Brouillard, daß alles, was das Judentum an religiösen Steuern aufzubringen hatte, von der christlichen Urkirche, ja vom Stifter selber aufgehoben worden ist.[3]

Die Kirchensteuerpflicht kann nur begründet werden mit Mt 10, 9 f. und Lk 10, 4—8: «... Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.» Das Recht auf den verdienten Lohn wurde vom heiligen Paulus erneut betont: «So hat auch der Herr verordnet, daß die Verkünder der Frohbotschaft auch vom Evangelium *leben* sollen» (1 Kor 9, 14; vgl. 1 Tim 5, 17 f.).

In der österreichischen Monatsschrift «Der Seelsorger» schreibt ein versierter *** Verfasser zu dieser Frage: In den ersten Jahrhunderten der Kirche läßt sich keine Steuer nachweisen. Die freiwilligen Gaben der Gläubigen haben den Unterhalt der Priester, des Kultes und der Armen gewährleistet.

Die Predigten und Schriften der Kirchenväter haben diese Freigebigkeit der Gläubigen aufrechterhalten und anzuspornen gewußt. Erst im 6. Jahrhundert wird eine persönliche *Verpflichtung* der Gläubigen zum Unterhalt von Klerus und Kult etwa bei Caesarius von Arles hervorgehoben, und 585 wird auf der Synode von Mâcon über die gänzlich nachlässige Zahlung des Zehnten Klage geführt und den Säumigen mit der Strafe der Exkommunikation gedroht. Im 8. Jahrhundert endlich wird in den karolingischen Kapitularien die Abgabepflicht obligatorisch gemacht. Diese Pflicht wurde in den folgenden Jahrhunderten in verschiedenen Ländern eingeschärft.

Nach der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich 1906 war dort die Kirche größtenteils auf die freiwilligen Gaben der Gläubigen angewiesen (übrigens auch in gewissen Diasporakantonen der Schweiz). Papst Pius X. ermahnte durch seinen Staatssekretär Merry-del-Val den französischen Klerus, er möchte in Finanz- und Steuerfragen mit äußerster Feinheit und ohne jede Zwangsverpflichtung vorgehen. Man möge für geleistete kirchliche Funktio-

---

[1] Wir stützen uns im folgenden auf einen Artikel von ***: «Um eine Theologie der Kirchensteuer», in der Zeitschrift «Der Seelsorger», Wien, Herder-Verlag, Februar-Heft 1963.

[2] So im Artikel von J. *Weier,* «Kirchensteuer», in: «Lexikon für Theologie und Kirche», Band 6 (Freiburg i. Br. 1961) 265.

[3] So R. *Brouillard* in seinem Artikel «Tribut ou impôt» im «Dictionnaire de Théologie catholique», Bd. 15, I (1946), Sp. 1525—1529. Darin erwähnt er vorerst die vom Volke Israel im Alten Testament geforderten Abgaben: «Jeder Zehnte des Bodens, der Saatfrucht und der Baumfrüchte gehören dem Herrn ... ; auch das zehnte Stück von Rindern und Schafen soll dem Herrn geheiligt werden» (Lev 27, 30—33; vgl. dazu auch Num 18, 20—32; Deut 14, 22—29; Exod 22, 29 f.). Moses hatte auch eine Steuer an das heilige Zelt verordnet. Diese Art «Kirchensteuer» wurde später zur obligaten Tempelsteuer: «In Juda und Jerusalem wurde verordnet, man solle dem Herrn die Steuer bringen, die der Diener Gottes, Moses, in der Wüste Israel auferlegt hatte» (2 Chron 24, 9 f.). «Wir legen uns als Gesetz auf, jährlich einen Drittel zum Dienste in unserem Gotteshaus zu geben» (Nehem 10, 33). Auch von Jesus wurde die Tempelsteuer verlangt; Petrus mußte sie bezahlen (Mt 17, 24—27).

R. Brouillard betont sodann, es bestehe *eine moralische Pflicht,* die Kirchensteuer zu bezahlen. Diese Verpflichtung darf nicht als «Zwang» angesehen werden. Es heißt auch da: «Einen freudigen Geber hat Gott lieb» (2 Kor 9, 7). Wenn Christus sagt: «Der Arbeiter ist seines *Unterhaltes* wert» (Mt 10, 9; Lk 10, 7), so folgt daraus, daß eben die Gläubigen die apostolischen Arbeiter, die Priester, unterstützen müssen. Der heilige Paulus schreibt: «Wer leistet je Kriegsdienst auf eigene Kosten? Wer pflanzt die Rebe, ohne ihre Frucht zu genießen? Wer hütet eine Herde und trinkt nicht von der Milch der Herde?» (1 Kor 9, 7). Den Aposteln «waren viele mit ihrem Vermögen zu Diensten» (Lk 8, 3). Wie die Staatssteuer, so soll auch die Kirchensteuer bezahlt werden. Es darf hier das Wort des Herrn angewendet werden: «Gebet dem Kaiser, was dem Kaiser, und Gott, was Gott gehört» (Mt 22, 21; Mk 12, 17; Lk 20, 25).

Zum Fastenopfer

Der Einzug der ausgeteilten Opfertäschlein kann vielleicht einfacher oder zuverlässiger geschehen als durch den Opfergang am Passionssonntag, wohl kaum aber auf sinnvollere Art. Wenn einzelne Aktionsgruppen die Säcklein von Haus zu Haus einziehen, so verdient dieser Eifer zwar Anerkennung, doch wird mindestens in den Augen der in dieser Hinsicht besonders empfindlichen Geber die Anonymität ihrer Opfer angetastet. Außerdem hat es sich gezeigt, daß vor allem jene, die während der ganzen Fastenzeit ihre Gaben weggelegt und zusammengespart haben, diese gerne selber zum Gottesdienst bringen. Vorzüglich eignet sich jedoch der Opfergang, um den Sinn des Geldopfers unter zwei Aspekten aufzuzeigen: einmal indem er deutlich macht, daß die in der Passion vollzogene, in der Eucharistiefeier uns als vorbildliches Maß vorgestellte Hingabe des Herrn sich nicht «mit einem seelenvollen Öpferlein, das man in den Kelch des Priesters legt», nachvollziehen läßt, sondern bis zur Hingabe von Dingen führt, die einem sogar so lieb sind wie das eigene Geld; weiter wird durch den Opfergang des Fastenopfers mit seiner Zweckbestimmung sichtbar, wie die Eucharistiefeier innerlich zum Aufbau der ecclesiola sowohl wie der ecclesia beiträgt. Wenn diese Grundlinien auch nicht allen Gläubigen gleich verständlich aufleuchten, so spüren sie doch beim Opfergang am Passionssonntag, wie ihre Opfer in Verbindung mit dem Opfer Christi fruchtbar werden für sein Reich.

*

Noch zwei praktische Hinweise zum Einzug der Opfersäcklein: Dazu eignen sich vortrefflich die leichtmetallenen Bäckerkörbe, die wohl bei jeder Bäckerei bezogen werden können und mit denen sich auch eine symbolische Ausdeutung verbinden läßt. — Man möge jenen, die aus menschlicher Schwäche ihr Opfersäcklein zu Hause vergessen oder aus einem ähnlichen Grund es lieber persönlich abliefern möchten, dazu eine Möglichkeit bekanntgeben.

*

Die Meinung, das Fastenopfer habe sich bereits so eingespielt, daß das Geldopfer ohne weiteres die gleiche Höhe halten werde, dürfte kaum richtig sein. Um nicht den Eindruck zu erwecken, es gehe in erster Linie ums Geld, wurde dieses Jahr besonders großes Gewicht auf den geistigen Zweck gelegt. Es kann darum nichts schaden, am Passionssonntag unter den pfarramtlichen Mitteilungen oder in der Predigt darauf hinzuweisen, daß Buße und Umkehr irgendwie in der Luft hängen bleiben, wenn dabei das Portemonnaie geschont und die Abkehr von der allzu starken Abhängigkeit ans Materielle nicht vollzogen wird. *Gustav Kalt*

---

nen keine persönliche Taxe festsetzen, daß nicht der Eindruck aufkomme, es werde nur für Geld geistlicher Beistand geleistet. Das Taxensystem führe leicht zur Willkür der einzelnen Seelsorger. Die Kirche soll sich auf den *Edelmut* und die *werktätige Liebe* der französischen Katholiken stützen können.

Der Verfasser des erwähnten Artikels rügt, daß in Österreich gegen nicht zahlungswillige Katholiken mit Prozessen gedroht wurde, mit dem Hinweis, daß man schon solche Prozesse gewonnen habe. Es wäre besser, wenn die Gläubigen freiwillig eine angemessene Steuer entrichten würden. Man müsse sie in diesem Sinne erziehen.

Bald gesagt! Gewiß, es wäre ideal, wenn alle Katholiken so ideal dächten und ihren «angemessenen» Steuerbetrag großzügig und hochherzig entrichten würden. Nicht selten geben Wenigerbemittelte im Verhältnis mehr als die Reichen. Wer den Glauben hochschätzt und Liebe zur Kirche hat, der wird als guter Katholik nicht von einer erzwungenen Kirchensteuer sprechen. Die Kirchensteuer ist berechtigt wie die Staatssteuer und die Bezahlung eine Pflicht.

Wer wegen der Kirchensteuer austritt, geht nicht des Geldes wegen, sondern weil er schon längst kein praktizierender Katholik mehr war. Die Kirchensteuer ist nur ein willkommener Vorwand für seinen Abfall.

Es muß jeder nur soviel Kirchensteuer bezahlen, als es ihn prozentual nach Einkommen und Vermögen trifft. Der Reiche zahlt mehr, der Arme weniger. Das ist ganz in Ordnung. Überfordert wird sicher keiner. In der Regel stellt ja die Kirchensteuer auf die Staatssteuer ab. Wer meint, er sei zu hoch eingeschätzt worden, möge bei der staatlichen Behörde reklamieren.

Die obligatorische Kirchensteuer ist für jede Pfarrei eine Wohltat. Eine bloß freiwillige Steuer wird nie die gleiche Höhe erreichen. Ein Kirchgemeindepräsident aus der Zürcher Diaspora erklärte jüngst: Sobald wir Katholiken die vom Staate bewilligte Steuerhoheit besitzen, werden sich die Einnahmen unserer Pfarrei verdreifachen, und wir können in wenigen Jahren unsere großen Schulden tilgen und sogar zwei neue Kirchen bauen, was uns mit der selbsteingeschätzten und sehr nach unten reduzierten freiwilligen Steuer in zehn Jahren nicht möglich wäre

Jeder Katholik soll der Kirche bezahlen, was ihr zukommt. Das ist recht und billig. Nur in diesem Sinne bin ich mit dem Verfasser einverstanden, wenn er schreibt: «Wir sollten die Gläubigen wieder zur *urchristlichen Liebesglut* entfachen können, daß sie mit Begeisterung — auch finanziell — das Reich Gottes fördern helfe.» Ja, jeder Katholik bezahle gern und freudig die obligate Kirchensteuer! Wenn er «aus Liebesglut» freiwillig noch einen weiteren Beitrag leisten will, sollen seine Gebefreudigkeit gewiß keine Schranken gesetzt werden.

Anderseits wäre es nicht ratsam, auf unseren schweizerischen Kanzeln die etwas kühne Behauptung des *** zu wiederholen: «Die obligatorische Kirchensteuer ist ein morscher Ast, der nicht mehr tragfähig ist.» Bei uns in der Schweiz hat sich dieser Ast bis heute als sehr tragfähig erwiesen, und er wird es hoffentlich bleiben. Das gläubige Volk hat sich mit der obligatorischen Kirchensteuer längst abgefunden.

Dem *Recht* der Kirche auf die Kirchensteuer (Can. 1496) entspricht die *Pflicht* für die Gläubigen, die geschuldete Steuer zu bezahlen. Wo ein Notstand eintritt, wird die Kirche nicht Ungebührliches verlangen oder gar einen Zwang ausüben. *O. Ae.*

Umfrage: Wer weiß Näheres über P. Justinian Seiz?

Für den am 2. November 1910 im 50. Profeßjahr gestorbenen Pater Justinian Seiz[1] von Rheineck (SG), Provinzial der Schweizer Kapuziner während dreier Amtsperioden, waren 1960 und 1961 50- bzw. 100-Jahr-Jubiläen fällig. Die Beschäftigung mit dieser hervorragenden Persönlichkeit zwecks Jubiläumsartikeln in der Ordenszeitschrift wie in der öffentlichen Presse (S. Fidelis, Januar 1961; KIPA-Meldung; «Ostschweiz», 15. Oktober 1960; «Vaterland», 29. Oktober 1960, von der «Stadt Gottes» übernommen Januar 1961; «Christl. Kultur» Nr. 39, 1961) überzeugte den Unterzeichneten, daß *die allmählich aussterbende lebende Tradition* unbedingt noch *festgehalten zu werden verdiente.* Pater Justinian Seiz starb in fama sanctitatis, wie es z. B. auch Mgr. Meyenberg, Mgr. Ziegler und Bischof Rüegg andeuten.

Dr. P. Aurelian Roshardt, OFMCap., gab, distanziert vom unmittelbaren Abschied, u. W. erstmals 1927 in der Jubiläumszeitschrift der Schweiz. Kapuzinerprovinz eine verpflichtende Charakteristik seines heiligmäßigen Innenlebens der Öffentlichkeit preis. Auf dieser Unterlage erfolgte seine Einreihung mit Bild ins «Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz». 1933 erschien die volkstümliche Publikation von P. Dionys Bürgisser: «Pater Justinian Seitz / ein heiligmäßiger Schweizerkapuziner» als Nr. 73 der «Kleinen Lebensbilder» im Kanisiuswerk, worin

---

[1] Von der Schreibweise Seitz, Seiz scheint mir *Seiz* richtiger zu sein. Die Seiz kommen von Rheineck, während die Seitz von Berneck stammen.

zahlreiche lebende Zeugnisse, leider zumeist anonym, erhalten sind. Schade, daß weitere und gründliche Einzelstudien und Darstellung unterblieben. Die Beschäftigung kompetenter Mitbrüder mit Bischof Anastasius Hartmann, P. Theodosius Florentini und General Bernard Christen, die gründliche und große Biographien fanden, sowie die Vorbereitung auf die Seligsprechung von P. Apollinaris Morel in den 30er Jahren ließen P. Justinian zurücktreten, zumal er noch ganz im lebendigen Bewußtsein der Provinz und vieler Weltgeistlicher stand.

Nachforschungen bei alten Mitbrüdern ergaben, daß das Versäumnis noch teilweise wettgemacht werden kann. Etwa 20 lebende Mitbrüder bezeugen einhellig die anziehende Gestalt eines echten Mystikers. Dazu kommen noch etwa 12 mündliche Zeugnisse und eine Reihe charakteristischer Briefe aus den sechs Kapuzinerinnenklöstern, die ihm unterstanden. Ist das Mosaik auch lückenhaft, so ist es doch echt.

In P. Justinians vielseitiger und hochgeschätzter Seelsorgstätigkeit, die z. B. Bischof Ferdinandus Rüegg von St. Gallen in seiner Kondolenz anerkennt, war er wie keiner der obgenannten größeren Mitbrüder dem Volke nahe. Seinem Naturell und besonders seiner innern Berufung entsprechend, hatte er allerdings eine bewußte Zurückhaltung und charakteristische Distanz zu wahren vermocht, wie es schon von Dr. P. Aurelian Roshardt festgestellt wurde.

Es ist nun keineswegs ausgeschlossen, daß heute noch vereinzelte persönliche oder überlieferte Erinnerungen an sein Seelsorgswirken vorhanden sind. Diese zu sammeln ist der Zweck dieses Artikels. So ergeht hiemit unsere — von diözesan wie ordensmäßig zuständigen Stellen angeregte und begrüßte — Umfrage. Die besondere Bitte richtet sich dahin, greise Mitbrüder und «Dorfgewissen» auf unser Bemühen aufmerksam zu machen, damit ein möglichst umfassendes und wohlfundiertes Lebensbild möglich wird. Von verschiedenen Volksmissionen z. B. sind uns noch lebende Erinnerungen erhalten, die aber wohl noch erweitert oder besser verbürgt werden könnten. P. Justinians Gestalt scheint uns vorab deshalb zeitgemäß, weil ihr Einfluß damals zähe auf Überwindung des rein oder vorwiegend natürlichen Denkens gerichtet war, und zwar in einer prächtigen Synthese von heroischem Gebetseifer, bemerkenswerter Schaffenskraft und vernünftiger Zeitaufgeschlossenheit.

Als einer der ersten Schüler des durch P. Theodosius Florentini neu errichteten *Kollegiums Schwyz* trat der aus kinderreicher und einfacher Familie stammende Rheinecker 1860 ins Noviziat auf dem Wesemlin in Luzern und machte seine Studien während vier Jahren in *Freiburg, Solothurn* und *Schwyz*. Er primizierte und wirkte als Laufpater in *Sursee* (1865 bis 1868), wirkte als Prediger in Baar und in der Zürcher Diaspora von *Zug* aus (1868/69), amtete vier Jahre als Lektor für Moral und Pastoral in *Solothurn* (1869 bis 1871) und *Sitten* (1871—1873); in Solothurn wird sein außerordentliches Beten erstmals registriert. 1873 in Nachfolge des wieder zum Provinzial gewählten P. Maximus Kamber für die damals heikle Stadtkanzel in *Solothurn* bestimmt, predigt er trotz behördlichem Verbot über die Unfehlbarkeit des Papsttums, was ihm Kantonsverweis einträgt. Der als Prediger nach *Sarnen* versetzte (1874—1875) steht 35 Jahre später Ständerat Wirtz noch in lebhafter Erinnerung. Während seines Aufenthaltes in *Wil* (1875—1879) wird der gerne gehörte Prediger Vikar der Klosterfamilie. Nach *Zug* versetzt (1879—1885) in gleichen Eigenschaften, übernimmt er noch die Betreuung des Klosters und des Kleinpensionates Mariä Opferung; gleichzeitig beginnt seine Tätigkeit als Volksmissionar, auf die wir weiter unten in einer Übersicht zurückkommen. 1882 ist erstmals sein außerordentlicher natürlicher oder übernatürlicher Einfluß auf Kranke nachweisbar. (Sr. Antonia Egli? † 95; Führung und Tod von Léonie Rabout aus Romont, über die von Bischof Lachat mit längerm Vorwort versehenen Schriften, 1883 erschienen.) Vom Provinzkapitel 1882 geht P. Justinian als dritter Definitor und Guardian nach Zug zurück, wohin ihn der abtretende Provinzial und spätere General Pater Bernard Christen als Vikar begleitet; in einem römischen Reskript nennt dieser 1887 P. Justinian in seiner nüchternen Art: «virum pium, doctum et prudentem.» Ins Jahr 1884 fällt jene Teufelsaustreibung, die für P. Justinian jahrzehntelang Teufelskämpfe und -versuchungen im Gefolge hatte. Aus dieser Zeit ist der erste Fall auffälliger Segenskraft oder deren psychologische Wirkung bekannt; in einem Brief von 1892 spielt P. Justinian selbst auf seine Segenskraft an.

1885 wird P. Justinian in *Luzern* zum erstenmal zum *Provinzial* gewählt und führt in der ersten Amtsperiode die große Reform des vollen gemeinschaftlichen Lebens in kluger Beharrlichkeit und der ihm eigenen Gebetskraft in Abhängigkeit von Rom besonders glücklich durch. 1886 wird er in Nachfolge früherer Provinziale von Rom zum *apostolischen Visitator der schweizerischen Kapuzinerinnenklöster* Altdorf, Appenzell, Luzern, Solothurn und Stans, 1887 auch noch von Zug (in Nachfolge von Bischof Lachat) ernannt und beginnt seine — mit kurzem Unterbruch — ca. 20jährige, äußerst segensreiche Wirksamkeit bei diesen Klosterfrauen; Einblick in Chroniken und Totenbücher zeugen davon. Der Vikar und Stadtprediger am Hof in Luzern (1888—1891) wird anschließend zum zweitenmal als Provinzial gewählt. Die Übernahme des Seraphischen Liebeswerkes auf Anregung des Pfarrektors und Kanonikus J. J. Eberle von St. Gallen auf die restliche Schweiz und die Durchführung des neuen Zeremoniales fallen in dieser Amtsperiode besonders auf. Die jährlichen Visitationen und Exerzitienvorträge in allen Kapuziner- und sechs Kapuzinerinnenklöstern laufen parallel zu gewöhnlichen Aushilfen und Volksmissionen; ein Provinzsekretariat gibt es noch nicht. «Charisma» des «immerwährenden Gebetes» nennt bei dieser Arbeitsbelastung ein Amtsnachfolger P. Justinians Innenleben. Im Anschluß an die Beerdigung seiner Mutter in Thal (SG) fällt das erste uns bekannte und verbürgte volkstümliche Zeugnis über die «Heiligkeit» von P. Justinian (1893). Seit 1893 tauchen in den Briefen ans Frauenkloster Stans Andeutungen über besondere Prüfungen auf. 1895—1897 steht ein «Gemütsleiden» fest, «das den Exprovinzial nicht allein in der Ausübung der Obliegenheiten eines Visitators, sondern aller priesterlichen Funktionen hindert». Merkwürdigerweise konnte er aber doch am Generalkapitel 1896 in *Rom* teilnehmen, und in einem Brief von dort zeigt sich große Dankbarkeit gegenüber dem befreundeten Mitbruder P. Eberhard Walser in *Mastrils*. Im offiziellen Reskript Roms zur Wiedereinsetzung P. Justinians als Visitator wird für den unterdessen als Vikar nach *Solothurn* Versetzten der Ausdruck gebraucht: «gratia speciali salutem recuperaverit.» Die ganze Entwicklung läßt uns an die «Nacht des Geistes» nach Johannes vom Kreuz denken, die zur mystischen Liebesvereinigung führt, zumal die Hauptversuchung der Gedanke war, ewig verloren zu sein. Der Beichtvater P. Benjamin Camenzind, langjähriger Novizenmeister, redet von den «intus timores» mit Anspielung auf den heiligen Paulus.

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Wahlen und Ernennungen

Es wurden gewählt oder ernannt:

Albert *Häfeli,* Pfarrer in Lenzburg, zum Pfarrer von Leibstadt (AG); Max *Wettstein,* Pfarrhelfer in Zell, zum Pfarrer in Udligenswil (LU); Mgr. Dr. Adrian *Meile,* Sekretär der Nuntiatur in Lissabon, wurde als Beamter der Ersten Sektion für außerordentliche Angelegenheiten ans Staatssekretariat nach Rom berufen.

Im Herrn verschieden

Albert Henry Fleury, Resignat in Porrentruy

Albert H. Fleury wurde am 30. Juni 1886 in Soyhières geboren und am 17. Juli 1910 (als Mitglied der Missionsgesellschaft Bethlehem) in Chur zum Priester geweiht. Nach kurzer Wirksamkeit als Professor in Immensee (1911—1913) betreute er die Pfarreien Courroux (1913—1930), Tavannes (1930 bis 1936), Asuel (1936—1947) und Corban (1947—1958). Im Jahr 1958 trat er in den Ruhestand. Er starb am 20. März 1963 und wurde am 23. März 1963 in Soyhières bestattet. R. I. P.

Stellenausschreibung

Die Pfarrei *Schwaderloch* (AG) wird hiemit zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Bewerber mögen sich bis zum 3. April 1963 bei der bischöflichen Kanzlei anmelden. *Bischöfliche Kanzlei*

Die Zärtlichkeit und Innigkeit seines Gebetes wie auch die Jubelzustände, über die er gerade in dieser Solothurner Zeit keine Rechenschaft geben kann, deuten in der Richtung unserer Annahme.

P. Justinians Autorität war so groß, daß der eben noch als «geisteskrank» (Chronik des Bruchklosters) Gebrandmarkte beim Provinzkapitel 1897 als erster Definitor und Generalkustos gewählt wird. 1900 finden wir dasselbe, nur kommt anstelle des Vikariates das Guardianat von Solothurn hinzu; seine Tätigkeit als Volksmissionar beginnt wieder. 1903 wird er rasch und zur allgemeinen Freude in *Luzern* wieder zum Provinzial erkoren; er sendet erstmals für nicht theologische Fächer junge Mitbrüder an die Universität Freiburg im Hinblick auf den kommenden Ausbau des Kollegiums Stans. Bei seinem definitiven Rücktritt 1906 ist der Provinzbestand von 282 (beim ersten Amtsantritt 1885) auf 354 angewachsen. Die geistige Erstarkung dürfte die äußerliche wesentlich übertreffen.

Volksmissionen hat P. Justinian, zumeist als Grupplenleiter, gehalten: 1879: *Altstätten,* 1.—9. 11.; 1880: *Gomiswald* (SG), 31. 10.—7. 11.; 1881: *Hohenrain,* 16. bis 20. 11.; *Neuheim,* 5.—9. 12.; 1884: *Frauenfeld,* 10.—14. 4.; *Cham,* 20.—27. 7.; 1885: *St. Gallen* (Kathedrale), 22.—29. 3.; 1886: *Markolsheim* (Elsaß), 28. 2.—7. 3.; *Kerns,* 19.—26. 3.; *Wangen* (SZ), 12.—19. 9.?; *Großwangen,* 24.—29. 11.; *Buttisholz,* 8.—14. 12.; 1887: *Altendorf,* 6.—13. 11.; 1893: *Sursee,* 19.—26. 2.; *Root,* 5.—12. 11.; *Ruswil,* 19. bis 26. 11.; 1894: *Escholzmatt,* 11.—18. 11.; *Sitten,* 25. 11.—2. 12.; *Buttisholz* (2.), 16.—23. 12.; 1900: *Baar,* 28. 10.—4. 11.; 1901: *Güttingen,* 17.—24. 11.; *Hofstetten,* 1.—8. 12.; *Härkingen,* 15.—22. 12.; *Grenchen,* 22.—29. 12.; 1904: *Stalden* (OW).

In *Arth* verbrachte Pater Justinian noch zwei gesunde und dann zwei kranke Jahre. Er stirbt nach einem vielfach bezeugten heroischen Gebetsleben und einer männlich ertragenen Krankheit im Alter von 67 Jahren am Allerseelentag 1910. Die Nekrologe heben nebst dem Gebetsleben seine mitbrüderliche Liebe, seinen Eifer für die Ordenszucht, sein Gottvertrauen und seine Bescheidenheit hervor, so daß sein «mittelmäßiges Talent von der Gnade erhöht» erscheint (Mgr. Meyenberg).

Ist es wohl möglich, zu erfahren, welche geistlichen Amtsbrüder oder andern Zeugen Pater Justinian vielleicht in ihrer Jugend noch erlebt haben? In den genannten Klosterkreisen oder anläßlich einer Volksmission? Es wäre sicher begrüßenswert und verpflichtete zu Dank, wenn durch eine reichere Dokumentation auch scheinbar unbedeutender Züge ein anschauliches Lebensbild zustande kommen könnte im Sinne der Worte von Léon Bloy: «Diese Männer des Gebetes, diese einfältigen, die sich ohne Murren unterdrücken ließen, die unser idiotenhafter Dünkel verachtet, sie trugen das heilige Jerusalem in ihren Herzen und Hirnen. Sie übertrugen, wie es nur sie vermochten, ihre Verzückungen auf die Steine der Kirchen, auf die strahlenden Glasfenster der Kapellen, auf das Pergament der Stundenbücher. Unser ganzes Bestreben muß — wenn wir nur ein wenig Größe in uns haben — dahin gehen, wieder zu dieser leuchtenden Quelle emporzusteigen!» [2]

P. Anselm Keel, OFMCap.,
Kapuzinerkloster Solothurn

[2] Angeführt bei Walter *Nigg,* Mönchtum, S. 24.

Berichte und Hinweise

Generalsekretär Visser't Hoof sprach in Basel über die Einheit der Christen

Am vergangenen 11. März sprach der Generalsekretär des Weltkirchenrates in Genf, Dr. Visser't Hoof, in der reformierten Pauluskirche zu Basel über das im Konzilsjahr besonders aktuelle Thema «Einheit der Christen». Nach den gut besuchten Vorträgen, die im Laufe dieses Winters mit großem Erfolg in Basel veranstaltet worden waren: Otto *Karrer* (Pauluskirche), Oscar *Cullmann* (Martinskirche) und Mario *von Galli* (Aula der Universität) mußte man wider Erwarten eine mäßige Beteiligung am Vortrag des Generalsekretärs feststellen. Von Anfang an mit allen ökumenischen Bestrebungen eng verbunden, konnte Dr. Visser't Hoof als bestversierter Fachmann über die Entwicklung des Zusammenschlusses der nichtkatholischen Kirchen einen lückenlosen Bericht abgeben, wobei er die Hindernisse einer wirklichen Glaubenseinheit ausführlich behandelte; die Aussichten auf eine solche schätzt er gering ein. Mehr Hoffnung auf ökumenische Einheit hegt er für die Christen in den kommunistischen Ländern. Am Schluß kam der Generalsekretär auf die Einheitsbestrebungen der katholischen Kirche zu sprechen. Es war nicht zu verwundern, daß er die Aussichten auf Erfolg in der Einigung mit den von Rom getrennten Kirchen skeptisch beurteilte. Noch Pius XI. hätte in seiner Enzyklika «Mortalium animos» die Katholiken vor der Gefährlichkeit der nichtkatholischen Ökumene gewarnt. Seitdem sei allerdings eine Wandlung eingetreten, die in der Gründung des Sekretariates für die Einheit der Christen ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hat. Trotzdem sei wenig Hoffnung auf Einheit, denn es gehe dem Sekretariat, wie dessen Sprecher, der belgische Bischof De Smedt, erklärte, nur darum, die katholische Lehre lichtvoll, klar und dem modernen Menschen verständlich darzustellen. Zur Verwirklichung einer Einheit unter den Konfessionen müßte aber auch die katholische Kirche ihre Position verlassen. Der Vortrag war nüchtern und sachlich, aber wenig ermutigend. *A. E.*

Die erste Selige aus Nordamerika

Am 17. März 1963 hat der Heilige Vater in Rom die erste nordamerikanische Frau, Mutter *Elisabeth Anna Seton,* seliggesprochen. Sie wurde im Jahre 1774 dem berühmten Arzt Richard Bayley und seiner Gattin, Katharina Charlton, einem vornehmen Ehepaar in New York, in die Wiege gelegt. Beide gehörten der protestantischen Religion an. Über der Jugend der kleinen Elisabeth leuchtete kein froher Stern, denn mit 3 Jahren verlor sie die Mutter, und die beiden Mädchen Maria und Elisabeth fanden bei der Stiefmutter keine Liebe.

Mit 20 Jahren vermählte sich Elisabeth mit William Seton, dem ältesten Sohn eines reichen Importhändlers in New York. Das Ehepaar genoß Ansehen und Bewunderung wegen der vielfältigen Beziehungen zu den vornehmsten Kreisen. Nach kurzen Jahren wurden ihnen fünf Kinder geschenkt, zwei Knaben und drei Mädchen. Das Glück der Familie Seton hielt aber nicht lange stand. Das Geschäft Seton kam in finanzielle Schwierigkeiten, machte im Jahre 1800 Konkurs und verlor alles bis auf den letzten Rappen. Der Gatte William erkrankte, und die Kinder wurden vom Gelben Fieber befallen, das wie eine Epidemie New York heimsuchte. Wie durch ein Wunder genasen die Kinder wieder, aber Elisabeths Vater starb an diesem Gelben Fieber. Als sich der Zustand Williams verschlimmerte, wagte er als letzte Hoffnung die Reise nach dem sonnigen Süden Europas. Elisabeth und das älteste der Kinder zogen mit ihm. Die andern Kinder wurden einer zuverlässigen Freundin in New York überlassen. Am 18. November 1803 landeten sie in Livorno. Die dortigen Behörden hatten jedoch vernommen, daß in New York das Gelbe Fieber wüte, und um die Ausbreitung dieser Epidemie in der Toscana zu vermeiden, mußten die drei Amerikaner während eines ganzen Monats im dunklen und feuchten Hafenlazarett verbleiben. Williams Krankheit verschlimmerte sich. Als Todgeweihter fand er Aufnahme in der Familie Filicchi, mit der er in seinen besseren Tagen in Geschäftsverbindungen gestanden hatte. Nach etwa zehn Tagen schlug seine letzte Stunde.

So war nun Elisabeth Witwe geworden und stand allein da. Es dauerte zwei Monate, bis die vier in New York zurückgebliebenen Kinder zu ihr gelangten. Zwei Söhne der gastlichen Familie Filicchi führten die Witwe Seton zu den Sehenswürdigkeiten von Florenz. Sie ließ sich auch die katholische Gottesdienstfeier erklären. Die Protestantin war tief ergriffen davon und schrieb in ihr Tagebuch: «Wie glücklich wären wir, wenn wir glauben könnten wie diese lieben Menschen glauben, denn sie besitzen Gott im heiligsten Sakrament (des Altares); er wohnt in ihren Kirchen und läßt sich zu ihnen tragen, wenn sie krank sind.» Noch blieb Elisabeth während fünf Monate in Italien, dann kehrte sie nach New York zurück. Unterdessen war ihr Entschluß zur Konversion herangereift. Als sie ihn ihren Verwandten und Freunden mitteilte, wollten sie es nicht glauben und straften sie mit Verachtung.

In New York stand man damals der katholischen Religion mit hartnäckigen

Vorurteilen gegenüber. Es war ja die Religion der deutschen und irischen Einwanderer, der Armen und Gestrandeten, die sich in der Kirche des heiligen Petrus in der Barclay Street zusammenfanden. Als die vornehmen Kreise in New York von den Absichten Frau Setons hörten, wurde alles unternommen, um sie zum Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Aber Elisabeth blieb bei ihrem Entschluß. Nachdem sie den Schritt zur Konversion getan und die erste heilige Kommunion empfangen hatte, sagte sie einer nahestehenden Freundin: «Endlich ist Gott mein, und ich bin sein. Jetzt mag kommen, was will, ich habe Ihn empfangen.» Die Konversion kostete sie den Ausschluß aus der vornehmen Gesellschaft. Sogar die Familie ihres Gatten stand ihr feindlich gegenüber. So war Elisabeth gezwungen, sich von ihren Verwandten zu trennen, obschon sie ganz mittellos war. Niemand in New York hätte ihr jetzt Arbeit und Verdienst gegeben, in jenem New York, das sie noch vor kurzem im Mittelpunkt der vornehmen Welt gesehen hatte. Nachdem sie ihre beiden Söhne dem Georgetown College anvertraut hatte, siedelte sie mit den drei Töchtern nach Baltimore, wo sie auf den Rat ihres Seelenführers und auf Wunsch des dortigen Bischofs eine katholische Schule eröffnete. Es war ein sehr bescheidener Anfang, denn nebst ihren drei Kindern gab es in dieser Schule nur noch vier andere Mädchen. Die dortige Erziehung geschah auf religiöser Grundlage. Elisabeth erhoffte die Gründung einer Kongregation in Verbindung mit der Schule. Es stellten sich zwei Aspirantinnen ein: Cäcilia O'Connay, die von Philadelphia stammte und jetzt die «erste Schwester von Philadelphia» genannt wird, und Maria Murphy. Elisabeth sah sich bereits «als Mutter vieler Töchter».

Zur Gründung einer religiösen Kongregation braucht es viel Geld — und Elisabeth hatte gar nichts. Sie erbat sich Unterstützung von den Gebrüdern Filicchi in Italien, die ihr auf dem Weg zum katholischen Glauben geholfen hatten. Aber die napoleonischen Kriege und das amerikanische Einfuhrverbot verzögerten die Antwort aus Italien um ein Jahr. Sie fand unterdessen anderswo Hilfe, und zwar beim reichen Konvertiten Samuel Cooper, der vor kurzem in das St.-Mary-Seminar eingetreten war. Dieser Herr sprach eines Tages zum Sulpyianer-Priester Babade, dem Seelenführer Elisabeths, seine Verwunderung darüber aus, daß man bis anhin eigentlich nichts getan habe zum Wohl des Frauengeschlechtes, das doch auf dem Gebiet der Moral und der Religion einen so großen Einfluß hat. P. Babade gab zur Antwort, daß es nicht an Plänen fehle, aber die Geldmittel seien nicht vorhanden. Samuel Cooper zögerte keinen Augenblick und stellte der Frau Seton 10 000 Dollar für die Gründung der Kongregation zur Verfügung. Am 15. März 1809 legte Elisabeth ihre Gelübde ab und trug von da an das Schwesternkleid und nannte sich «Mutter Seton».

Im Januar 1812 erhielt sie die Satzungen ihrer Gemeinschaft, die nun 20 Schwestern zählte. Heute sind es mehr als 10 000 «Caritas-Schwestern vom heiligen Joseph», und zwar in der ganzen Welt zerstreut.

Mutter Seton erlebte allerlei Heimsuchungen: zwei ihrer Töchter, darunter die jüngste und liebste, Rebecca, starben im jugendlichen Alter, Richard starb als Marineoffizier mit 25 Jahren fern in Afrika; Wilhelm hingegen erreichte ein Alter von 72 Jahren, hatte sechs Kinder, ein Sohn wurde Priester, später Bischof. Katharina brachte es bis auf 91 Jahre. Sie hatte die Hälfte ihres Lebens den Gefangenen und den zum Tode Verurteilten gewidmet.

Mutter Seton starb am 14. Januar 1821 im Alter von nur 47 Jahren. Vor vier Jahren hat Papst Johannes XXIII. den heroischen Grad ihrer Tugenden verkündet. Er zeichnete dabei das Bild der Dienerin Gottes in kurzen Zügen: «Mutter Seton erscheint jetzt schon in hellem Licht, würdig unserer Bewunderung, denn sie war eine überaus fromme und treue Gattin, eine kluge Erzieherin ihrer Kinder, eine geduldige Verwalterin der häuslichen Pflichten. Als der Strahl der Liebe ihr Herz traf, kannte sie keinen andern Maßstab mehr als die vollkommene Nachfolge dessen, der aus Liebe zu uns Mensch wurde und für uns am Kreuze starb.» Der Papst schloß mit dem Wunsche, Elisabeth Seton bald als «die erste Blüte der Heiligkeit von Nordamerika begrüßen zu können, wie zu ihrer Zeit die heilige Rosa von Lima es für Südamerika war». Seit dem 17. März können sich also die nordamerikanischen Katholiken ihrer ersten Seligen rühmen.

P. Gaudenz Wolf, OFMCap.

Mein Bruder, der Papst

Die italienische illustrierte Wochenschrift «Oggi» veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 14. März 1963 einen Originalbericht mit unbekannten Einzelheiten aus der Jugendzeit des Heiligen Vaters. Dieser Tatsachenbericht mit persönlichen Erinnerungen auch aus der späteren Zeit stammt vom jüngeren Bruder des Papstes, Zaverio Roncalli. An ihm haftet noch ganz der Geruch der heimatlichen Erde von Sotto il Monte, daß es beinahe ein Unrecht wäre, den Artikel zu kürzen. Wir geben ihn in deutscher Übertragung wieder, die unser Mitarbeiter auf Grund des von Silvio Bertoldi gestalteten italienischen Originals für unser Organ besorgt hat. *J. B. V.*

Wenn ich im Geiste in unsere Kinderzeit nach Sotto il Monte zurückkehre, so scheint mir, ich sehe ihn vor meinen Augen, wie er damals war: ein ruhiger, bescheidener, vollkommen normaler kleiner Bub, der sich nur durch eines unterschied, den festen Wunsch, Priester zu werden. In der Familie war man darüber nur erfreut. Aber wer hätte sich je vorstellen können, wie weit er es bringen sollte, so daß wir nun jeden Tag voller Ergriffenheit denken dürfen, wir seien Geschwister, Neffen und Verwandte eines Papstes!

Als Kinder spielten wir zusammen im Hof vor unserem Hause, wir andern freilich mehr als er. Denn Angelo war von ruhigem Temperament; der Lärm gefiel ihm nicht, und wenn er freie Zeit hatte, verwandte er sie lieber aufs Lesen. Doch ehe er zur Schule ging, nahm auch er unentwegt an unsern Kämpfen im Hof und an unsern Ballspielen teil. Wir hingen sehr aneinander und haben uns immer gern gehabt, auch als die Lebensschicksale uns auseinandergeführt hatten.

In der Familie galt Angelo dank seiner religiösen Neigungen und seiner Intelligenz schon damals etwas mehr als wir. Unsere Mutter verstand und schützte ihn immer und hatte eine besondere Zuneigung zu ihm; wenn es beim Essen einen besonders guten Bissen gab, war er für meinen Bruder bestimmt.

Was mir aber nach so vielen Jahren noch besonders klar im Gedächtnis haftet, ist sein Verlangen, Priester zu werden. Schon mit sechs Jahren war er Ministrant. Und tagsüber fand man ihn nicht selten beim Beten.

Wir hatten damals auch einen Großonkel im Hause, dem die Berufung meines Bruders besonders am Herzen lag. Dieser stand morgens gewöhnlich um fünf Uhr auf, ging leise zu Angelo, der noch schlief, hob ihn vom Bett auf und trug ihn in die Kirche. Dort setzte er ihn auf eine Bank, und gemeinsam wohnten sie der Messe bei; nachher trug er ihn wieder heim.

Wenn ich beschreiben sollte, wie Angelo damals war, so wäre das ziemlich schwierig, denn ich bin sehr alt, und mein Gedächtnis ist nicht mehr sehr klar. Doch sehe ich ihn noch in Gedanken: kräftig, fröhlich, nie auf jemand böse, offen und herzlich. Er erzählte uns gerne, was in der Schule vor sich ging, beschrieb uns die Bücher, die er gelesen hatte, und erklärte uns die Zeitungsnachrichten.

Er hielt peinlich genaue Ordnung und war sehr schlicht in seinen Ansprüchen. Was immer die Mutter bei Tisch auftrug, war ihm recht. Wein trank er fast nie, denn der war teuer, und wir schwammen nicht im Überfluß. Später nahm er gewöhnlich ein Glas zu den Mahlzeiten. Geraucht hat er dagegen nie, auch wenn er bei Banketten als erster eine Zigarette anzündete, um den Gästen, die rauchen wollten, freie Möglichkeit dazu zu geben.

Noch an etwas erinnere ich mich: Schon von Kind auf hatte er ein eisernes Gedächtnis. Damals wie heute genügte es, daß er jemand einmal sah (oder einen Satz einmal las), um sich für immer daran zu erinnern. Auch heute noch erinnert er sich an jeden einzelnen Bewohner unseres Dorfes, trotz vieler Jahre Abwesenheit und vieler Sorgen, die er hat.

Ferien im Elternhaus

Vor ungefähr zwei Jahren gingen die Rekruten von Sotto il Monte ihn einmal besuchen. Der Papst wollte ihre Namen wissen, um zu sehen, ob er ihre Familien kenne. Die Burschen begannen, ihre Namen zu sagen und fügten hinzu: «Sohn des ...» Da unterbrach er sie jedoch: «Meine lieben Jungen, ihr müßt mir schon den Namen eures Großvaters und seinen Spitznamen sagen, denn eure Großväter sind meine Altersgenossen.»

Von Kind auf hatte mein Bruder große Freude am Studium, ich dagegen wenig. So sind wir nur ein Jahr miteinander in die Schule gegangen; ich war ja anderthalb Jahre jünger, und er machte nur drei Elementarklassen hier. Danach begann er seine Studien bei Don Bolis, dem Pfarrer des Nachbardorfes Carvico. Das dauerte ein Jahr; doch bei einem so regellosen Betrieb schaute nicht viel heraus. Daraufhin meldete ihn Don Bolis, der vom Berufe des Knaben überzeugt war, im bischöflichen Kollegium von Ce-

lana in der Nähe von Bergamo an, und nun konnte mein Bruder seine regelmäßige Ausbildung beginnen.

Von hier nach Celana sind es mindestens sechs Kilometer, und die machte Angelo zweimal täglich zu Fuß hin und zurück. Am Abend und während der Ferien waren wir beisammen, doch sahen wir uns schon um diese Zeit seltener, denn in seinen freien Augenblicken machte er sich ans Studium und nahm an unsern Spielen nicht mehr teil.

Nur im Sommer kam er noch bisweilen mit uns, besonders wenn es irgendwo einen Obstschmaus gab. Dann ließen wir ihn nach Herzenslust erzählen; da sprach er unerschöpflich von allem, was er lernte und was ihm widerfuhr. Ich muß sagen: Schon damals flößte er mir großen Respekt ein.

Nach einem Jahr in jenem Kollegium von Celana gelang es unserem Pfarrer nach Rücksprache mit meinen Eltern, Angelo im bischöflichen Seminar von Bergamo unterzubringen und so den großen Traum seiner Jugend zu erfüllen. Damit war der Weg zum Priestertum keine bloße Hoffnung mehr für ihn, sondern Wirklichkeit.

Im Seminar erwarb er sich sogleich Anerkennung durch seinen Ernst und Eifer im Studium. Nur selten mußte er Examen machen er bekam das Jahr hindurch so gute Noten, daß sie ihm erlassen wurden. Binnen kurzem wurde er Präfekt und war dabei noch jünger als die Studenten, die ihm anvertraut waren.

Nach Hause kam er jetzt nur noch selten; um ihn zu sehen, ging ich zuweilen zu Fuß nach Bergamo und machte dafür als Grund geltend, ich müsse ihm frische Wäsche bringen. Er wurde nunmehr ein gutgewachsener, ernster Jüngling. Ich erinnere mich nicht, ihn je in meinem Leben krank gesehen zu haben.

Im Verlaufe seiner Studien und später in der Zeit seines Priesterwirkens hat er Sotto il Monte nie vergessen. Jedes Jahr kam er zur selben Zeit hieher in die Ferien, bis er Papst wurde. Tagsüber las und schrieb er und machte etwa einen kleinen Spaziergang; am Abend kam er zu uns herunter, und wir verbrachten die Stunden, wie man es auf dem Lande bei den einfachen Leuten immer tut: wir spielten Karten oder Tombola.

Das Studium hat meinen Bruder große Opfer gekostet, denn unsere Familie war in bescheidener Lage und konnte ihm nicht viel helfen. Oft hat ihn Kanonikus Graf Giovanni Morlani unterstützt, der ihm nicht selten die nötigen Bücher verschaffte. Bei all seinem Fortschritt ist Angelo mit uns immer gleich bescheiden und liebevoll geblieben. Er ging seinen Weg rastlos weiter: zuerst das Lyzeum, dann mit Hilfe des Stipendiums die Theologie in Rom, dann das Doktorat im Kirchenrecht.

Seine erste heilige Messe feierte er mit 23 Jahren. Von da an sagten die Eltern und wir Geschwister ihm nicht mehr du, sondern «Ihr». Angelo wollte das zuerst nicht, mußte aber nachgeben. Wir hätten es als Mangel an Ehrfurcht betrachtet, wenn wir bei den früheren vertraulichen Formen geblieben wären, und das habe ich bis jetzt so gehalten. Der Papst dagegen sagt mir du, und so ist es in unsern Gesprächen immer noch, wenn wir einander treffen.

Jetzt sehe ich ihn nur einmal im Jahr bei meinem Besuch in Rom; doch ich bin alt, und diese Reise wird seltener werden. Wenn er mich sieht, umarmt er mich wie früher, und ich kann meine Ergriffenheit nicht verbergen, Bruder des Papstes zu sein! Dann beginnen wir zu plaudern; es ist immer der Papst, der fragt und sich erkundigt.

Gespräch im Dialekt

Wir sprechen in unserm Dialekt; er hat kein Wort davon vergessen. Als er Bischof war, kam er einmal nach Sotto il Monte, um den Mädchen der Katholischen Aktion einen Vortrag zu halten. Da fragte er zuerst: «Soll ich italienisch, französisch oder bergamaskisch zu euch sprechen?» Und die Mädchen riefen lachend: «Bergamaskisch, bergamaskisch.» Und er hielt den Vortrag vom ersten bis zum letzten Wort in unserer Mundart.

Aus der Zeit, wo er während seiner Kirchenrechtsstudien von Rom heimkam, erinnere ich mich vor allem, daß er ganze Tage in seinem Studierzimmer verbrachte, womöglich noch mehr als zuvor. Wenn der Pfarrer ins Haus kam, sagte er zu unserer Mutter: «Schickt den jungen Mann ein bißchen an die Luft; so kann er nicht weitermachen, sonst wird er noch krank.» Doch das war ihm nicht beizubringen. Er war übrigens immer gesund, und diese Anstrengungen schienen ihm gut zu tun; er wurde nicht müde und nicht mager dabei.

Von 1904 bis 1914 war mein Bruder Sekretär des Bischofs von Bergamo, Mgr. Radini Tedeschi. So war er in unserer Nähe und konnte zuweilen einen Sprung zu uns herüber machen. Alles nannte ihn Don Angelo. Er war immer bereit, nötigenfalls für eine Messe zu kommen oder an einem Gottesdienst teilzunehmen, wo ein zweiter Geistlicher dabei sein mußte. Weihnachten verbrachte die ganze Familie beisammen; den «Panetone» brachte immer Angelo mit.

Dann brach der Krieg aus. Der erste Marschbefehl, der nach Sotto il Monte kam, betraf ihn. Drei Jahre lang, bis 1918, blieb er unter den Waffen. Seither haben wir uns damit begnügen müssen, seinen Weg mit bewundernder Verehrung und mit unserer Liebe zu verfolgen. Er ist immer höher gestiegen; wir sind geblieben, was wir immer waren: kleine, bescheidene Leute. Wir wurden in ihm geehrt und waren stolz auf ihn, und es schien uns geradezu unmöglich, daß er uns gegenüber so bleiben könnte wie einst; war er doch zuerst Sekretär eines Bischofs geworden, dann Monsignore an der Propaganda Fide in Rom, dann sogar Erzbischof, Apostolischer Nuntius und schließlich Kardinal und Patriarch von Venedig.

Zehn Jahre war er in Bulgarien, in Sofia, wohin er zwei unserer Schwestern mitgenommen hatte. Wir erwarteten ihn im Sommer; aber jetzt kam er nicht mehr ins alte, väterliche Heim. Er hatte ein eigenes Haus nahe bei der Kirche, und dorthin ist er noch gekommen, bis sie ihn zum Papst gemacht haben. Und auch seither hat er immer wieder davon gesprochen und gewünscht, daß alles so bleibe, wie es zu seiner Zeit gewesen sei: die Möbel, die Tische, die Bilder und Bücher. Wer weiß, ob er nicht im stillen hofft, allenfalls noch einmal in sein Dorf Sotto il Monte zurückzukehren?

Wie gesagt, je weiter er auf seiner Bahn voranschritt, um so seltener sahen wir uns. Aber einmal, 1953, als er Nuntius in Paris war, sind wir vier Brüder alle dorthin gegangen, um ihn zu besuchen. Vier, weil damals unser Giovanni noch lebte. Er hat sein Auto hergeschickt, um uns hier abzuholen. Acht Tage sind wir in Paris geblieben. Und in dieser ganzen Zeit hat er uns das Auto zur Verfügung gelassen, damit wir die Stadt anschauen konnten; wir sind vom Morgen bis zum Abend überallhin gegangen, am Morgen früh weg und erst zum Nachtessen zurück.

Um aufrichtig zu sein: Paris hat mir nicht sehr gefallen. Zu groß, zu viel Verkehr und Durcheinander. Die Untergrundbahn habe ich nicht begriffen: Da kommt man in eine Stadt, um sie anzuschauen, und gerät unter den Boden, in einen Zug, der im Dunkeln fährt. Das sagte ich bei Tisch auch dem Nuntius, und er hatte ein köstliches Vergnügen, meine Eindrücke zu vernehmen. Das ist die Zeit, wo wir am längsten beisammen gewesen sind.

Dann kam er von Paris fort und wurde Patriarch von Venedig. Auch dort habe ich ihn natürlich besucht, jedoch nie acht Tage nacheinander. Einmal aber war ich bei einer einmaligen Gelegenheit im Leben eines Menschen dort, 1957, an meiner goldenen Hochzeit. Mein Bruder Angelo hatte 1907 als Sekretär des Bischofs von Bergamo in der Kirche zu San Gervasio d'Adda, dem Dorfe meiner Frau, unsere Ehe eingesegnet. Daher war es natürlich, daß er uns auch am Tag der goldenen Hochzeit die Messe las.

Dann erfolgte das große Ereignis, das sein und unser Leben für immer verändert hat. Jetzt ist er Papst, und ich spreche seinen Namen mit Verehrung und Demut aus, wie es sich geziemt, auch wenn er immer mein Bruder bleibt. Ich besuche ihn einmal im Jahr, weil ich weiß, daß ihm das Freude macht und weil er immer mit seiner Familie verbunden bleibt. Das letzte Mal habe ich ihn vor vier oder fünf Monaten getroffen. In Rom logiere ich in einem Gasthaus oder bei Schwestern aus Bergamo. Dann läßt mich der Papst rufen und empfängt mich in seiner Wohnung. Wir sprechen über gar vieles, und er will immer so vieles wissen. Wir sprechen von der Zeit, wo wir jung waren, und von den Menschen, die wir damals kannten und von denen die meisten gestorben sind. Der Papst stellt mir tausend Fragen: was in Sotto il Monte seit meinem letzten Besuch vor sich gegangen, ob die Kirche fertig sei, ob der Fußweg noch bestehe, auf dem er als Knabe zum Kloster gegangen sei, was aus dem und jenem und ihren Kindern geworden sei. Dann will er wissen, wie die Felder stehen, ob die Geschäfte gut gegangen seien, ob die Ernte gut ausgefallen sei, wie die Aussichten für die Zukunft seien. Ich antworte ihm, wie ich kann; denn ich bin alt, und manches ist aus meinem Gedächtnis entschwunden. Aber er hat Nachsicht mit mir.

Wenn er mich nach diesem Zwiegespräch zum Abschied umarmt, so fühle ich, daß seine Zuneigung zu mir noch die gleiche ist wie in den Jahren, wo wir Kinder waren und da draußen im Hofe spielten.

Zaverio Roncalli

(Der Titel des italienischen Originalberichtes in der illustrierten Wochenschrift «Oggi», Nr. 11, vom 14. März 1963, lautet: «Mio fratello il Papa». Aus dem Italienischen für die «SKZ» übersetzt von P. H. P. Nachdruck dieser Übersetzung nur mit Quellenangabe gestattet.)

CURSUM CONSUMMAVERUNT

Resignat Theophil Kramer, Schwyz

Im Bürgerspital in Zug starb am 23. Dezember 1962 Pfarresignat Theophil Kramer. Auch er verdient im Nekrologium der «SKZ» ein Gedenkwort. Theophil Kramer hatte am 28. April 1888 zu Leibstadt im Kanton Aargau das Licht der Welt erblickt. Der Weg zum Priestertum verlief nicht gradlinig. Resignat Kramer gestand darüber in seinem Lebensabriß, den er selbst verfaßt hatte: «Mein Vater, Drechslermeister und Landwirt, beseelt von großem Unternehmungsgeist, hatte sich für mich den Plan zurechtgelegt, ich sollte Lehrer werden. Ich hatte aber keine besondere Neigung zum Lehrerberuf. Doch ich mußte mich dem strengen väterlichen Willen fügen. So trat ich im Frühjahr 1903 ins Lehrerseminar Wettingen ein. Nach Ablauf des zweiten Semesters verließ ich heimlich das Seminar, ohne meinen Vater davon in Kenntnis zu setzen. Einzig meine älteste Schwester und eine Tante in Zürich waren von meinem Schritt unterrichtet. Diese beiden haben mir das Studium in Einsiedeln ermöglicht. Bei P. Urban, meinem Klassenprofessor, sowie beim Präfekten, P. Dr. Athanasius Staub, fand ich freundliche und liebevolle Aufnahme. Sie verhalfen mir zu Privatstunden, daß ich ohne Vorbildung im Latein mitkommen konnte. Drei Jahre vergingen ohne väterliche Hilfe im Studium. Da starb meine Tante in Zürich, und nun entschloß ich mich zum Weiterstudium in St. Ottilien, um später in die Missionen einzutreten. Ich setzte meinen Vater davon in Kenntnis. Auch da stieß ich bei ihm auf schärfsten Widerstand. ‚Jetzt geht der noch zu den Menschenfressern nach Afrika', sagte er. Jetzt kam mein Vater zum erstenmal im Leben nach Einsiedeln. Offenbar hat der P. Präfekt ein gutes Zeugnis über mich ausgestellt; der Vater war vollauf befriedigt, und von nun an genoß ich die väterliche Hilfe zum Studium. Er hatte jetzt die größte Freude, daß ich Priester werden wollte, und sein größtes Leid war es, daß er das nicht mehr erleben durfte; denn er starb im Jahre 1908, ein Jahr vor meiner Matura.»

Die Berufswahl machte Theophil Kramer keine Sorgen. Am 16. Oktober 1909 trat er in das Priesterseminar in Luzern ein, wo er nach seinem eigenen Geständnis sich immer «heimelig» fühlte. Das 2. und 3. Studienjahr verbrachte er mit andern Theologen seines Bistums im benachbarten Freiburg i. Br. Dann kehrte er wieder in die Heimat zurück und trat im Herbst 1912 in den Ordinandenkurs in Luzern ein. Mit noch 18 andern Diakonen wurde er am 13. Juli 1913 in der Hofkirche zu Luzern durch Bischof Jakobus Stammler zum Priester geweiht. Seine Primiz feierte er am 6. August nicht in seiner Heimatgemeinde Leibstadt, sondern auf Anordnung anderer in Leuggern. Bereits am 15. August trat er seine erste Stelle als Kaplan in Villmergen an. Am damaligen Pfarrer und späteren Regens Beat Keller erhielt er für drei Jahre einen väterlichen Prinzipal. Dann betreute er nacheinander die Pfarreien Hägglingen (1916—1919), Sulz bei Laufenburg (1919—1926) und Zufikon (1926 bis 1937). An diesem letzten Ort verbrachte er nach seinem eigenen Geständnis die schönsten Priesterjahre. Er sorgte dafür, daß die Pfarrkirche St. Martin 1933 im Innern renoviert wurde und eine neue Taufkapelle bekam. Ebenso half er mit, den Friedhof neu zu gestalten.

Ein Augenleiden zwang den noch nicht 50jährigen, sonst rüstigen Seelsorger 1937, auf seine Pfarrei zu resignieren. Er zog sich in die nahegelegene Einsiedelei Emaus bei Bremgarten zurück, wo früher Waldbrüder gehaust hatten. Resignat Kramer verbrachte dort beinahe zwei Jahrzehnte. Er weckte das alte, dem Wüstenheiligen Antonius geweihte Gotteshaus, das von den Bauern der Umgebung noch heute als Wallfahrtsort besucht wird, zu neuem Leben. Das Heiligtum mit dem auf Holz gemalten legendarischen Zyklus aus dem Leben des großen Einsiedlers wurde nach seinen Plänen renoviert und die baufällige Eremitenklause durch ein geräumiges, wohnliches Haus ersetzt. So schuf Resignat Kramer in 20jähriger zäher Arbeit dank der Großherzigkeit eines Wohltäters, des Herrn Carl Dosenbach, das heutige Kapuzinerhospiz Emaus. Als er schweren Herzens im Jahre 1955 die Emaus verließ, war er trotzdem glücklich, daß er das renovierte Heiligtum der Obhut der Väter Kapuziner übergeben konnte. Sie haben ihn denn auch aus Dankbarkeit darüber ihrem Orden affiliert. Resignat Kramer fühlte sich noch rüstig genug, um das aufstrebende Widen auf dem Hasenberg, das zur Pfarrei Eggenwil gehört, seelsorglich zu betreuen (1955—1957). Drei Jahre leistete er dort harte Aufbauarbeit. Dann begab er sich nach Einsiedeln, um dort, wie er hoffte, seinen Lebensabend zu verbringen. Das rauhe Klima des Hochtales sagte aber seiner Gesundheit nicht zu. So zog er sich in das Altersheim Acherhof in Schwyz zurück. Auf Drängen der Schwestern im Erholungsheim St. Anna in Unterägeri, die einen Hausgeistlichen suchten, vertauschte er zuletzt Schwyz mit den Gestaden des Ägerisees. Von dort brachte man ihn in das Bürgerspital in Zug, wo er Linderung in einem alten Leiden suchte. Sie wurde ihm nicht mehr zuteil. Dafür holte ihn Gott zwei Tage vor Weihnachten zu sich in die ewige Heimat. Die letzte Ruhestätte fand Resignat Kramer nach seiner wechselvollen irdischen Wanderschaft am 27. Dezember 1962 auf dem Kapuzinerfriedhof in Schwyz. *J. B. V.*

Kaplan Arnold Portmann, St. Wolfgang (ZG)

In den ersten Wochen des begonnenen Jahres sind zwei Zuger Priester auf dem Friedhof der Pfarrkirche St. Jakob in Cham beerdigt worden. Der eine kam vom Menzinger Berge, der andere von der Reuß her, beide mit dem gleichen Los ihrer Jugendjahre, daß es ihnen so oder anders schwer wurde, vor dem Schritt ins Priesterseminar die vorbereitenden Studien zu bestehen. Der am 2. September 1901 in Escholzmatt geborene Entlebucher Arnold Portmann entstammte einer Familie mit elf Kindern, wo es schmal und hart zuging, dafür wiesen Wort und Beispiel der Eltern schon den Knaben wie eine erste Leuchte zum priesterlichen Stande hin. Er stand in der fünften Klasse der Primarschule, als diese zahlreiche Familie baselwärts auswanderte, vorerst nach Dornach und Birsfelden, sich dann in Basel selbst im Spalen-, St.-Johann- und Gundeldinger-Quartier niederließ. Da stand Pfarrer Robert Mäder, diese scharf gemeißelte Persönlichkeit, vor den Augen des jungen Mannes und nahm ihn zutiefst gefangen. Zunächst aber galt es, sich selbst aus der prekären Lage seines Elternhauses herauszuhelfen. Er diente fünf Jahre als Bäcker, in einer Buchhandlung und als Magaziner, bis ihm ein großmütiger Priester die hinlänglichen Mittel zum Studium zur Verfügung stellte.

Mit diesem Stück Reife, die ihm das Leben frühzeitig mitgab, durchlief Arnold Portmann das Gymnasium in Altdorf und die theologischen Studien in Luzern und Solothurn, wo ihn Bischof Josephus Ambühl am 5. Juli 1931 zum Priester weihte, worauf er hochbeglückt an der Seite Pfarrer Mäders in Heiliggeist Primiz feierte. In Laufenburg (1931) und Buttisholz (1932—1934), auch noch eine kurze Zeit in Cham erlebte er seine Vikariatsjahre. Damals, doch nicht mehr lange, stand dem städtischen Kirchenrat das Patronatsrecht über die stadtzugerische Exklave St. Wolfgang inmitten der politischen Gemeinde Hünenberg und der Pfarrei Cham zu. Dorthin wählte ihn der Rat, und seit dem 13. Januar 1935, an dem er die Kaplanei antrat, durch genau achtundzwanzig Jahre gab nun sein eifriges und bewegliches Wirken der ausgedehnten bäuerlichen Filiale sein ausgesprochenes Gepräge.

Denn dieser Kaplan wußte, was er wollte: etwas Ganzes und Unabdingbares, zum Teil recht Selbständiges. Dafür setzte er Wort und Schrift ein, wofür ihm ein scharfes Wissen zu Gebote stand, so namentlich in seiner eigenartigen rechtlichen Lage, während die Herren Restauratoren der kunsthistorisch bemerkenswerten Kirche neben den seelsorglichen Ansprüchen des Kaplans vorbei ihre Entscheidungen trafen, so daß es zwischen Mutterpfarrei und Filiale zu ernsthaften Spannungen kam. Bei all dem schlug in ihm ein grundgütiges Herz. Selbstlos, wie er zu Hause lebte, teilte er sich seinen Anbefohlenen mit, eroberte so auch, bei aller Eigenart, die tiefe Anhänglichkeit der Behörden, der Jugend, der Vereine, kurz aller «Wölfger», die spürbar zum Ausdruck kam, als Kaplan Portmann, nachdem er längst durch einen Verkehrsunfall geschädigt war, in der Neujahrsnacht vom 1. auf den 2. Januar 1963 nach kurzem Leiden im Asyl Cham sein Leben dem Schöpfer zurückgab. *A. I.*

Kurat Josef Schriber, Finstersee

Auch dieses Priesterleben ist der Pfarrei Cham, doch in anderer Art, verbunden. Josef Schribers Eltern, Bürger von Risch, wohnten in Rumentikon, als ihnen der Knabe am 17. Juli 1898 geschenkt wurde. Doch besuchte er dann die Schule in Niederwil, der nördlich von Cham gelegenen Filiale, wo Kaplan Alois Oehen segensreich wirkte und dem Altardiener manch aufmunterndes Wort mitgab. Von der Sekundarschule in Cham weg ging Josef Schriber als externer Student ans Gymnasium in Sarnen, beschloß es aber mit der Matura in Schwyz 1921. Die Sicherheit des geistlichen Berufes fühlte

der angehende Theologe besonders durch Professor Meyenberg in Luzern gestärkt. Hier war es, wo dann Nuntius Maglione am 12. Juli 1925, in Anwesenheit des neugewählten Bischofs Ambühl, den Kandidaten zum Priester weihte, der an seinem Tauftage in der Pfarrkirche Cham das Erstlingsopfer feierte.

Pfarrer Fidel Koller in Hohenrain führte den Neupriester in die Seelsorge ein, die freilich ihr Gesicht änderte, als Vikar Schriber noch im gleichen Jahr in den Dienst der Pfarrei Kriegstetten mit ihren zehn politischen Gemeinden berufen wurde. Schon damals zeigte sich, daß die gesundheitliche Verfassung nicht widerstandsfähig war. Vikar Schriber wechselte gerne in das bekömmliche Klima des Ägeritals hinauf, wo er nun als Pfarrhelfer in Unterägeri vom August 1926 bis in den Februar 1930 unter Pfarrer Johann Knüsel wieder Arbeit genug bekam, ein günstig gelegenes Vorfeld der Nachbarspfarrei Oberägeri. Hier hatte der vielverdiente Pfarrer und Dekan Klemens Hürlimann eben Abschied genommen, worauf Josef Schriber im Januar 1930 in seine Fußstapfen trat. Diese Wirksamkeit, mit nicht wenigen Schwierigkeiten verbunden, zehrte während 22 Jahren weiter an der Gesundheit bis zum Wegzug auf die Kaplanei Finstersee anfangs 1952. Pfarrer Schriber hatte in Oberägeri für den Bau der Kapelle Alosen an der Ratenstraße sich entscheidend eingesetzt, sich mit besonderer Hingabe des Arbeiterstandes und seiner Vereine angenommen und stand schließlich 1929—1936 an der Spitze der kantonalen Bewegung, die ihn an der 50-Jahr-Feier 1962 mit besonderer Auszeichnung ehrte.

Auch in Finstersee, eine Stunde hinter Menzingen, wartete die Filialkirche auf sein Mitwirken bei der Innenrenovation, und der Kaplan selbst konnte in eine gefällige, neugebaute Kaplanei einziehen. Doch sah er sich im Herbst 1962 veranlaßt, eine vakante Wohnung im Priesterheim Frauenstein in Zug zu beziehen, mußte aber vordem krankheitshalber sich in die Klinik Liebfrauenhof begeben, wo er schon am 23. Januar 1963 sein Leben beschloß. Pfarrer Josef Schriber gehörte dem Kapitelsvorstand seit 1940 als Sextar, seit 1956 als Kammerer an. Die Grabstätte hat er ebenfalls in Cham gefunden. *A. I.*

Neue Bücher

Boulard, Fernand: Wegweiser in die Pastoralsoziologie. Übersetzt von Dr. Rosa *Schnabel* und P. Raimund *Ritter*. Veröffentlichung der Stifterbibliothek. München, Manz-Verlag, 1960, 191 Seiten.

Der Name Boulard ist in der Religionssoziologie zu einem Begriff geworden. Chanoine Boulard gehört zu ihren mutigsten Vorkämpfern in Frankreich und in der katholischen Welt überhaupt. Festzuhalten ist dabei besonders, daß er von der Seelsorge her kommt: Die Religionssoziologie ergab sich für ihn als seelsorgliche Notwendigkeit. Nur von hier aus gesehen läßt er sie gelten, als Hilfe für die Seelsorge. Als einer der ersten versuchte er, die wissenschaftlichen Ergebnisse der modernen Gesellschaftsforschung in der Seelsorge zu verwerten. Gerade in Frankreich zeigte es sich, daß die üblichen paternalistischen Methoden versagten, daß es immer mehr zum «pays de mission» wurde. Hier setzt Boulard ein: Er erforscht die geographische und die soziale Umwelt als die wichtigsten kollektiven Einflüsse und zieht aus den mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erarbeiteten Ergebnissen sehr nüchterne Folgerungen für Seelsorge und Laienapostolat. Tröstlich ist dabei, daß ihn die schmerzlich klare Erkenntnis eines eigentlichen pastorellen Notstandes nicht mutlos macht: «Klagen wir also nicht die Gnade an, sondern die menschliche Faulheit, den Egoismus, die Kurzsichtigkeit», das ist eine für ihn typische Formulierung. «Klagen wir den Individualismus der Priester an, den Egoismus der Pfarreien, die Autarkie der Bistümer», so fährt er nicht weniger eindrücklich fort (S. 100). Boulard erkennt auch die Grenzen der Religionssoziologie. So führt er zum Beispiel im gleichen Zusammenhang aus: «Das Ergebnis dieser Forschungen ist also nicht eine Art von geographischem Determinismus, der meist von einer allzu oberflächlichen Beobachtung der Tatsachen herrührt, sondern die Erkenntnis der menschlichen Verantwortlichkeit.» Überhaupt ist gerade das sechste Kapitel eine ernste Gewissenserforschung für Seelsorger aller Grade: vom Bischof als dem Erstverantwortlichen bis hinunter zum jüngsten Vikar. Wer solche Gewissenserforschung nicht scheut, zieht großen Gewinn aus diesem Buch.

Franz Demmel

Podhrasky, Gerhard: Lexikon der Liturgie. Ein Überblick für die Praxis. Innsbruck/Wien/München, Tyrolia-Verlag, 1962, 455 Seiten, 37 Kunstdruckbilder.

Seelsorger, Chorleiter, Laienhelfer und Künstler werden hier rasch und zuverlässig orientiert über liturgische Gegenstände und Einrichtungen und erhalten überdies wertvolle Winke und Anregungen für eine sinn- und zeitgemäße Gottesdienstgestaltung. Aus der Praxis und für die Praxis geschrieben! Man muß diese Zielsetzung im Auge behalten, sonst überfordert man das Werk. Persönliche Wünsche für eine kommende Liturgiereform gehören nicht in ein Lexikon; sie sollen dort vorgebracht werden, wo man darüber zu befinden hat. *Dr. P. Vinzenz Stebler, OSB*

Offermann, Heinrich: Der heilige Peter Julian Eymard, Apostel der Eucharistie (1811—1868). Rottweil am Neckar, Emmanuel-Verlag 1962, 88 Seiten.

Am Tage nach dem feierlichen Schlußakt der ersten Sitzungsperiode des zweiten Vatikanums, dem 9. Dezember 1962, hat Papst Johannes XXIII. den Gründer der Eucharistiner heiliggesprochen. Dessen Ordensbruder Heinrich Offermann schrieb das vorliegende Lebensbild des neuen Heiligen, den Gott auf verschiedenen Wegen zum Ziele führte. Darin enthüllt sich auch ein Stück lebendig geschriebener Kirchengeschichte Frankreichs aus dem letzten Jahrhundert. Auch der in der Welt wirkende Priester von heute wird aus der Lektüre dieses Lebensbildes innern Gewinn ziehen. *Joh. Bapt. Villiger*

Personalnachrichten

Bistum Chur

Die «Folia officiosa» Nr. 3, März 1963, geben folgende Mutationen bekannt:

Boos Alois, Vikar in Zürich, Allerheiligen, früher in Wallisellen; *Gisler* Johann Augustin, früher Pfarrhelfer, jetzt Pfarrer in Bürglen (UR); *Hauser* Walter, Pfarrer in Sisikon, als Bischöfl. Kommissar ernannt für den Kanton Uri; *Lampe* Hermann, früher Pfarrhelfer in Giswil, jetzt Kaplan im Ried, Muotathal; *Müller* Erhard, früher in Zürich, Allerheiligen, jetzt Vikar in Wallisellen.

Kurse und Tagungen

Nachtrag zu den Lektorenkursen 1963

(Mitget.) Kursort und -datum des Lektorenkurses für die Innerschweiz konnten in der Zwischenzeit ermittelt werden: Samstag/Sonntag, 14./15. Dezember 1963, in der Villa Bruchmatt, Luzern. Es stehen noch 10 Plätze zur freien Verfügung.

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag
Redaktion:
Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Dr. Joseph Stirnimann
Professoren an der Theologischen Fakultät Luzern
Eigentümer und Verlag:
Räber & Cie AG, Frankenstraße 7-9, Luzern
Buchdruckerei, Buchhandlung, Tel. 2 74 22
Insertionspreise:
Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 21 Rp. Schluß der Inseratenannahme Montag 12.00 Uhr Postkonto VII 128

Kreuztragender
CHRISTUS
Barock, Holz, bemalt, Höhe 110 cm.
Verlangen Sie unverbindliche Vorführung über Tel. (062) 2 74 23.
Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, **Basel,** Tel. (061) 35 40 59 od. (062) 2 74 23.

Institut Eichlitten
Töchter-Sekundarschule
Gamserberg, Gams SG
Vorkurs und 3jährige Mädchen-Sekundarschule. Neuzeitlich eingerichtetes Landhaus, 750 m ü. M., auf der Sonnenterrasse des Rheintales, mit einzigartiger Rundsicht. Gesunde, ruhige Lage. Mildes Klima. Eigenes Schwimmbad mit Liege- und Spielwiesen. Wintersport. Erziehung und Unterricht nach modernen psychologischen und pädagogischen Erkenntnissen. Akademisch gebildete Lehrkräfte. Weitere Auskunft erteilt die Direktion - Tel. (085) 6 51 94.

Gotischer
Kirchenstuhl
(Priorensitz), Eiche, Höhe 160 cm, Breite 67 cm.
Verlangen Sie unverbindliche Vorführung über Tel. (062) 2 74 23.
Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, **Basel,** Tel. (061) 35 40 59 od. (062) 2 74 23.

Für das Weihwasser

gehört sich ein würdiges Aufbewahrungsgefäß. Wir führen solche aus Kupfer, brüniert; Wandmodelle od. zum Stellen auf eisengeschmiedeten Fuß. Es sind unsere eigenen Modelle, zum Teil schön verziert mit Motiven aus Messing. Weihwassertragkessel, aus Messing od. Kupfer, Aspergile, Weihwasserwedel.

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
bei der Hofkirche Tel. 2 33 18

Jos. Schibig
Holzbildhauerei
Steinen SZ
Tel. (043) 9 34 39
Alle Bildhauerarbeiten, Restaurationen

Günstig **zu verkaufen**

Pustet-Thomasausgabe

26 Bände, weitgehend ungebraucht, deutsch-lateinisch, mit Kommentar. — Interessenten wenden sich bitte unter Chiffre 3739 an die Exped. der «SKZ».

Holzplastiken

gotisch bis barock, in gutem Zustand, mit alter farbiger und Goldfassung, Höhe 90—185 cm, wie: **Kreuzgruppe, Grabchristus, Christus am Kreuz,** als **Schmerzensmann, Auferstehender,** Christus an der **Geißelsäule, Pieta, Johannes Baptista, Madonna** mit dem Kinde sitzend und stehend, alle von vorzüglicher Qualität, sowie **8 Osterleuchter** (150 cm) und 14 barocke **Stationsgemälde,** 6 gleiche, versilberte, getriebene **Altarleuchter,** Vortragskreuze und **Meßgewänder,** alle barock, und vieles anderes zu **bescheidenen** Preisen abzugeben. — Zuschriften erbeten unter Chiffre 3737 an die Expedition der «SKZ».

Kreuzigungsbild

Kopie aus der 2. Hälfte des 19. Jh. nach A. van Dyks «Kreuzigung» (Königl. Museum Brüssel), Blatt 100 × 135 cm, Rahmen (nußbaum geschnitzt, natur) 12 cm, bestens erhalten, geeignet f. Pfarrhaus, Gemeindesaal, Exerzitienhaus, Gottesdienstraum. Standort: deutsche Bodenseeseite. - Näheres über **Prof. Groner,** OP, Albertinum, **Fribourg.**

Mäntel

in großer Auswahl für jeden Zweck. Auswahlsendung umgehend.

Roos - Luzern
Frankenstraße 2
Telefon (041) 2 03 88

Zu verkaufen neues **HARMONIUM**

elektrisch, Schweizer Fabrikat, wenig gebraucht, zum Preis von Fr. 8000.— (Neupreis Fr. 18 000.—).
Offerten unter Chiffre ZA 5588 an Mosse-Annoncen, Zürich 23.

Junge, katholische Tochter mit abgeschlossener dreijähriger Handelsschulbildung und mehreren Jahren Praxis sucht Stelle als

Pfarrei-Sekretärin

Kanton Luzern wird bevorzugt. — Offerten richte man bitte unter Chiffre 3738 an die Expedition der «SKZ».

Kammgarn-Anzüge

Die ausgezeichneten Kammgarnstoffe in Schwarz und Marengo haben wir extra für Sie ausgewählt, unter Berücksichtigung der Art und Weise der Benutzung und des Verbrauches dieser Anzüge. Sie erhalten hochwertige Qualitäten zu vorteilhaften Preisen.
Roos-Anzüge sind erstklassig konfektioniert und vereinigen alle Vorzüge einer modernen Herstellung auf sich. Kaufen Sie Roos-Anzüge durch eine Auswahlsendung, oder besuchen Sie uns im Geschäft gleich neben dem Bahnhof.

ROOS - LUZERN
Frankenstraße 2, Telefon (041) 2 03 88

P. PETER MORANT, OFMCap.

Das Psalmengebet

2. Auflage, XII und 1212 Seiten, Dünndruck
Leinen Braunschnitt Fr. 35.— / Leder Rotschnitt Fr. 49.—
Leder Goldschnitt Fr. 52.—

Das Psalmengebet von Dr. Pater Peter Morant in Solothurn bietet ein kommentiertes Wochenoffizium, das so angelegt ist, daß es auf der einen Seite jeweils den lateinischen und deutschen Text des Ordinarium Divini Officii und des Psalterium Breviarii Romani bietet und auf der gegenüberliegenden Seite eine betrachtende Auslegung dazu. Von dieser Anlage her eignet es sich sowohl zum Beten der Tagzeiten als auch zum Betrachten dieser Texte.
Die deutsche Übersetzung wurde aus dem Urtext neu erarbeitet. Die Auslegung auf der Grundlage biblisch-liturgischen Verständnisses will vor allem dem geistlichen Leben dienen.
Die neue, sorgfältig edierte Ausgabe wird allgemein gerühmt. Das Buch eignet sich besonders als wertbeständiges Geschenk für Priester und aufgeschlossene Laien.

VERLAG HERDER FREIBURG • BASEL • WIEN

WEINHANDLUNG
SCHULER & CIE.
Aktiengesellschaft
SCHWYZ und LUZERN
Das Vertrauenshaus für Meßweine u. gute Tisch- u. Flaschenweine
Telefon: Schwyz Nr. (043) 3 20 82 — Luzern Nr. (041) 3 10 77

Soeben ist der erste Band erschienen des Werkes

TEXTE DER KIRCHENVÄTER

Eine Auswahl nach Themen geordnet

Zusammengestellt und herausgegeben von Alfons Heilmann, unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Heinrich Kraft. Vier Bände und ein Registerband. Band 1: Ln. Fr. 34.10, Subskriptionspreis Fr. 28.90.

BUCHHANDLUNG RÄBER LUZERN

Eingetroffene Neuigkeiten

Freu dich, du Himmelskönigin

Orgelmusik zum Lob der Gottesmutter
Johannes Lorenzen an der Silbermann-Orgel im Dom zu **Arlesheim**
25-cm-Langspielplatte CLP 73 319 Fr. 20.—

Die Platte enthält Orgelstücke aus dem 15. bis 18. Jahrhundert von Dufay bis Bach und von zeitgenössischen Komponisten.

Weitere Platten mit **Orgelmusik:**
Johannes Brahms / Max Reger (CLP 73 315)
Reger Brahms / Hindemith (CLP 73 316)

JOHANN SEBASTIAN BACH

Matthäus-Passion (BWV 244)

ungekürzte Aufnahme
4 Schallplatten (CGLP 75 748/51) in Kassette (nur komplett) Fr. 110.— (mit Textheft)

Konzil 1962

Die erste Sitzungsperiode in Dokumentaraufnahmen, Interviews und Kommentar.
CGLP 75 752 Fr. 27.50

Die Platte ist zusammengestellt und kommentiert von Gunthar Lehner. Es wirken bekannte Sprecher mit.
Die Platte enthält das Credo aus der Eröffnungssitzung und Ausschnitte aus der Eröffnungs- und der Schlußansprache Papst Johannes' XXIII.
Interviews mit folgenden Persönlichkeiten: Andrej Katkoff, russisch-unierter Titularbischof von Nauplia / Joseph Kardinal Frings / Alfredo Kardinal Ottaviani / Prof. Dr. Edmund Schlink, Heidelberg / DDr. Oskar Cullmann / Augustin Kardinal Bea.
Geleitwort von Weihbischof W. Kampe, Limburg.
Jeder Platte liegt das vollständige Textheft bei.

Ferner ist soeben die zweite schwarz-weiß Lichtbildserie erschienen: «Bilder und Berichte vom II. Vatikanischen Konzil» (II. Eröffnung und erste Sitzungsperiode) CC 731 (37 Bilder) Fr. 12.—

Lieferbar durch alle Buch- und Musikalienhandlungen

CHRISTOPHORUS-VERLAG FREIBURG/BR.

Auslieferung in der Schweiz: **Herder AG, Basel**

Das neue Basler Brevier-Proprium ist erschienen

Officia propria Dioecesis Basileensis

92 S. auf Bibelpapier. Format 18⁰/12⁰
Gefalzt Fr. 10.—
In 2 Faszikel geheftet und beschnitten Fr. 11.—

Wir bitten, bei der Bestellung anzugeben, ob die gefalzte oder geheftete Ausgabe gewünscht wird.

Etwas früher ist erschienen:

Missae propriae Dioecesis Basileensis

für Missalien in Groß- und Kleinquart
Gefalzt Fr. 4.—

Bestellung erbeten an

RÄBER VERLAG LUZERN

Zu verkaufen von Privat sehr schöne

BAROCK-FIGUR

Madonna mit Kind, 1 m hoch, sowie eine **römische Figur, Madonna mit Kind, 90 cm hoch.**
Offerten unter Chiffre ZB 5587 an Mosse-Annoncen, Zürich 23.

NEUE BÜCHER

Friedrich E. Freiherr von Gagern, **Eheliche Partnerschaft.** Ausgewählte Kapitel über die Ehe als Lebens- und Geschlechtsgemeinschaft. Ln. Fr. 28.70.

Charles Journet, **Vom Geheimnis des Übels.** Theologischer Essay. Ln. Fr. 32.35.

Josef Pieper, **Tradition als Herausforderung.** Aufsätze und Reden. Ln. Fr. 19.25.

Paul Hastenteufel, **Kirchliche Jugendarbeit heute.** Grenzen und Möglichkeiten in der industriellen Gesellschaft. Kart. Fr. 7.85.

Psalmengebetbuch. Übersetzung von Romano Guardini, Einführung von Heinrich Kahlefeld. Ln. Fr. 8.20, brosch. Fr. 6.65.

C. S. Lewis, **Christliches und Allzuchristliches.** Ln. Fr. 9.80.

Gabriel Garrone, **Der Glaube als Mitte der Erziehung.** Kart. Fr. 11.45.

Hans Müller, **Katholische Kirche und Nationalsozialismus.** Dokumente von 1930 bis 1935. Ln. Fr. 32.35.

BUCHHANDLUNG RÄBER LUZERN

Meßweine, Tisch- u. Flaschenweine

empfehlen in erstklassigen und gutgelagerten Qualitäten
GÄCHTER & CO.
Weinhandlung **Altstätten**

Geschäftsbestand seit 1872 Beeidigte Meßweinlieferanten Tel. (071) 7 56 62

Kirchenglocken-Läutmaschinen
System «MUFF»
Johann Muff, Ingenieur, Triengen
Telephon (045) 3 85 20
Mitarbeiter: Dr. E. Greber-Muff

PSALMEN - MESSEN

für Vorsänger (Chor) und Volk

Pfiffner/Feer — Heilige Opferfeier
H. R. Willisegger — «Wie lieb ist Deine Wohnung mir, o Herr!»

PAULUS-VERLAG GmbH., **LUZERN,** Pilatusstraße 41, Telephon (041) 2 55 50

WERA – die Spezialfirma für Kirchenheizungen

Überall in unserem Lande wurden bereits mehr als 150 Warmluftheizungen nach unserer patentierten Bauart ausgeführt.

WERA-Kirchenheizungen bieten viele Vorteile: Sie sind wirtschaftlich, geräuschlos und zugfrei, haben eine kurze Aufheizzeit und bieten sicheren Schutz vor Feuchtigkeit und Frost.

Auch Kleinapparate von 4 bis 20 Kilowattstunden werden geliefert.

Gerne schicken wir Ihnen unsere Referenzlisten.

WERA AG BERN

Gerberngasse 23/33 Tel. (031) 3 99 11

Deutsche Texte nach dem neuen Pontificale Romanum von

KIRCHWEIHE
ALTARWEIHE
GLOCKENWEIHE
GRUNDSTEINLEGUNG EINER KIRCHE

für den praktischen Gebrauch eingerichtet (Vorbereitung, Erklärung, Vorbetertexte).
Mengenrabatte!

KLOSTERNEUBURGER BUCH- UND KUNSTVERLAG
Klosterneuburg bei Wien / NÖ
Auslieferung für die Schweiz: Herder AG, Basel, Malzgasse 18.

M. F. Hügler, Industrieabfälle, Dübendorf (ZH)
Telephon (051) 85 61 07 (bitte während Bürozeit 08.00—12.00 und 13.30—17.30 Uhr anrufen)

Wir kaufen zu Tagespreisen

Altpapier aus Sammelaktionen

Sackmaterial zum Abfüllen der Ware stellen wir gerne zur Verfügung. Material übernehmen wir nach Vereinbarung per Bahn oder per Camion.

Obwohl die Zeit bis Ostern nicht mehr lange dauert, können wir Sie doch bedienen. Wir haben uns vorgesehen und konfektionierten aus den traditionell vorzüglichen Stoffen in dem so geschätzten Roos-Schnitt

Soutanen - Douilletten
Wessenberger

Bitte schreiben Sie um eine Ansichtssendung unter Angabe von Körpergröße, Brust- und Leibumfang oder besuchen Sie uns im Geschäft gleich neben dem Bahnhof.

ROOS - LUZERN
Frankenstraße 2, Telefon (041) 2 03 88

Das Hl.-Oel-Etui

mit Weithalsfläschli, eingeschliffene, transportsicher schließende Pfropfen, säurefeste Emailinschrift auf Fläschli und Zapfen. Starkes, gepolstertes Etui, komplett Fr. 48.—. Spezialgrößen für Dekanate.

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
bei der Hofkirche Tel. 2 33 18

Meßwein

sowie in- und ausländische

Tisch- und Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer AG
Bremgarten
Weinhandlung
Telefon (057) 7 12 40
Vereidigte Meßweinlieferanten

Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten

SOEBEN ERSCHIENEN

Ein neues Bändchen des beliebten und volkstümlichen Seelenführers

BERCHMANS EGLOFF, OFMCap.

Du gehst nicht allein

Gespräch über die Vorsehung
Kartoniert Fr. 4.80

Ist es vernünftig, in bestimmten Anliegen zu beten, da ja die Erhörung vielleicht gar nicht in Gottes Heilsplan liegt? — Hat mein Beten überhaupt einen Sinn, da doch alles von Ewigkeit vorherbestimmt ist?
Auf diese bedrängenden Fragen antwortet Pater Berchmans in seinem neuen Bändchen aus seiner großen seelsorgerlichen Erfahrung heraus und gestützt auf die Verheißungen der Heiligen Schrift.

Früher erschienen:

Das Gebet der Vielbeschäftigten. 4. Auflage
Gewissensnot und Beichtangst. 2. Auflage
Gott ist barmherzig. 2. Auflage
Begnadete Liebe. 2. Auflage
Ich — heilig werden? 2. Auflage
Ins Kloster?
So beichten Sie besser. 6. Auflage

Jedes Bändchen kartoniert Fr. 4.80

RÄBER VERLAG LUZERN